



Berthold Otto

Fürst Bismarcks

Lebenswerk







*Wm. H. Mumford*



# Sürst Bismarcks Lebenswert.



Den Kindern und dem Volke erzählt

von

Berthold Otto.

---

5. Tausend.

---

Leipzig

H. G. Th. Scheffer.

1903.



## Inhalts-Verzeichnis.

---

	Seite
Wer Fürst Bismarck war . . . . .	7
Landesherr und Armee . . . . .	9
Die Ratgeber des Landesherrn . . . . .	10
Der Widerstreit der Interessen . . . . .	13
Der Landesherr und die Interessen . . . . .	16
Was Abgeordnete sind . . . . .	18
Die Revolution . . . . .	21
Preußens Heer . . . . .	25
Die Heeresreform und die Abgeordneten . . . . .	30
Minister von Bismarck-Schönhausen . . . . .	34
Der preußische Verfassungskonflikt . . . . .	40
Die Eroberung von Schleswig-Holstein . . . . .	47
Der Krieg von 1866 . . . . .	51
Der Sieg der Krone im Verfassungskonflikt . . . . .	57
Der Krieg von 1870 . . . . .	61
Das deutsche Reich . . . . .	66
Deutschland nach dem Kriege . . . . .	70
Die Reichsfeinde . . . . .	73
Die soziale Frage . . . . .	75
Die Sozialdemokraten . . . . .	78
Bismarcks letzte Kanzlerzeit . . . . .	83
Bismarck nach seiner Entlassung . . . . .	86
Gedenktage aus Fürst Bismarcks Leben . . . . .	90

---



## Vorwort zum Neudruck.

---

Das Büchlein bemüht sich, in seiner Weise ein Bismarckdenkmal zu sein. Gelehrte Schriften über Bismarck gibt es genug, Lebensbeschreibungen und kritische Würdigungen von jedem beliebigen Standpunkt aus; nur daß alle diese Schriften der Mehrzahl unserer Volksgenossen zum großen Teil unverständlich bleiben.

Der Versuch, in der Weise volkstümlich zu schreiben, daß jedermann im Volke es versteht, hat vielfache Gegnerschaft gefunden, ästhetische, weil das herkömmliche Schriftdeutsch dabei verlassen werden mußte, politische, weil der in literarischen Kreisen noch durchweg herrschende halbe Republikanismus an der streng monarchischen Gesinnung Anstoß nimmt, die für den Verfasser allerdings sogar eine sprachliche Notwendigkeit ist. Ich halte es wenigstens für schlechterdings unmöglich, die Nützlichkeit der republikanischen Staatsform mit ebenso einfachen Worten darzulegen, wie hier die Nützlichkeit monarchischer Einrichtungen dargelegt ist. *Simplex sigillum veri.*

Nach meinen Beobachtungen ist die Altersmundart der normal entwickelten zwölfjährigen Kinder in allen wesentlichen Stücken identisch mit der Sprechsprache des Volkes. Wirtschaftliche und Berufsbegriffe verschiedener Art kommen ja für Erwachsene hinzu; aber sie berühren den Kern der Sprache nicht mehr. An diese Altersmundart ist also

daß, was hier an Belehrung gegeben wird, angeschmiegt unter sorgfältiger Beobachtung des Grundsatzes, daß das Wesen der Belehrung in der Kunst besteht, die Schwierigkeiten dem Lernenden einzeln darzubieten.

Damit mag es genug sein der Vorrede, die ja doch nie für den Leser sondern nur für den Kritiker geschrieben wird und meistens vergeblich. Das Buch selber ist — vom zwölfjährigen Kinde aufwärts — noch Niemandem unverständlich geblieben.

Groß-Lichterfelde, den 17. April 1903.

Berthold Otto.

---

## Der Fürst Bismarck war.

Wenn ihr einmal ganz alte Leute sein werdet, dann werden euch die jungen Leute, eure Kinder und Enkel, oft bitten, daß ihr ihnen erzählt, wie es früher auf der Welt zugegangen ist, als die elektrischen Bahnen noch etwas Neues waren und man noch achtzehnhundert schrieb. Da wird jeder von euch viel erzählen können, und das meiste werden die Kinder gern hören und öfter wieder hören wollen. Aber über nichts werden sie sich so freuen, als wenn ihr anfangt: „Ja, als ich jung war, da lebte Fürst Bismarck noch“, und wenn ihr ihnen dann erzählt, wie Fürst Bismarck geehrt wurde und warum er so geehrt wurde, und wie er am meisten dazu getan hat, daß das deutsche Reich zu Stande kam; und je mehr ihr davon wißt, und je besser ihr es erzählen könnt, desto lieber werden sie euch zuhören. Darum will ich jetzt genau erzählen, wie alles gewesen ist, einerlei ob ihr manches davon schon wißt oder ob ihr noch nichts davon gehört habt. Denn wenn man etwas recht ordentlich wiedererzählen soll, dann muß man es erst recht ordentlich im Zusammenhang gehört haben.

---

Fürst Bismarck war ein vornehmer Mann; er wohnte in Friedrichsruh, einem Landsitz im Sachsenwalde, nicht weit von Hamburg, und die schnellsten Schnellzüge zwischen Berlin

und Hamburg mußten dort anhalten. Wenn man ihn anredete, mußte man „Eure Durchlaucht“ zu ihm sagen, obwohl er in seiner Jugend nichts weiter war, als ein einfacher Gutsbesizersohn. Sonst aber müssen Leute, die man mit „Durchlaucht“ anredet, Söhne von Fürsten gewesen sein. Als Fürst Bismarck einmal den Kaiser in Berlin besuchte, da wurde er empfangen, wie sonst nur ein König empfangen wird; ein Zug Reiter mußte seinem Wagen voranreiten und ein Zug Reiter ihm folgen; er selbst aber mußte mit in des Kaisers Schloß wohnen. Und als er achtzig Jahre alt wurde, da reiste der Kaiser zu ihm hin und nahm Abordnungen des ganzen deutschen Heeres mit, Fußsoldaten und Reiter und Artilleristen, die die Kanonen bedienen; die alle mußten vor dem Fürsten Bismarck Parademarsch machen, und der Kaiser selbst führte sie. Das war ein Gruß, den die ganze deutsche Armee diesem Manne darbrachte, und eine Ehre, wie sie sonst nur einem großen König oder Kaiser erwiesen wird.

Wie kommt es denn nun, daß man einen einfachen Gutsbesizersohn so hoch ehrte? Nun, man ehrt jeden Menschen nach dem, was er Gutes ausgerichtet hat, und Fürst Bismarck hat eben mehr Gutes ausgerichtet, als irgend einer der zu seiner Zeit mit für Deutschland gearbeitet hat. Wenn Fürst Bismarck nicht gewesen wäre, oder wenn er nicht so gewesen wäre, wie er wirklich gewesen ist, so gäbe es vielleicht noch kein deutsches Reich. Darum muß jeder Deutsche wissen, wer Fürst Bismarck war und was er als Diener seines Königs und Kaisers, was er als Abgeordneter, als Minister und als Reichskanzler geleistet hat; und das will ich euch erzählen.

Aber ihr wißt noch nicht, was ein Abgeordneter, was ein Minister, was ein Reichskanzler ist? Auch das sollt ihr erfahren; denn erstens gehört es notwendig zur Lebensgeschichte des Fürsten Bismarck, und zweitens muß es jeder erwachsene

Deutsche auch so wissen, weil er selber mit Abgeordnete wählen und dadurch den Ministern und dem Reichskanzler beim Regieren helfen muß.

---

## Landesherr und Armee.

Das wißt ihr, daß jetzt fast jedes Land seinen Kaiser oder König oder Großherzog oder Herzog oder Fürsten als Landesherrn hat. In Deutschland sind nur drei größere Städte, von denen jede zugleich ein selbständiges Land ist, ohne Landesherrn. In Frankreich, das manchmal einen König und manchmal einen Kaiser gehabt hat, können sich die Leute nicht darüber einig werden, ob sie lieber wieder einen Kaiser oder einen König haben wollen; darum wählen sie einstweilen alle sieben Jahre einen Präsidenten, der ungefähr das zu tun hat, was der Landesherr tut. Solche Länder ohne Landesherrn nennt man Republiken.

Ein Landesherr ist für ein Land daselbe, was der Kapitän für das Schiff ist. Auf jedem Schiff muß einer sein, dem alle anderen gehorchen. Denn Sturm und Wellen warten nicht, bis alle Leute, die auf dem Schiffe sind, sich beraten und geeinigt haben, welche Segel sie ausbreiten und welche sie einziehen wollen und ob es besser ist, nach rechts oder nach links zu steuern; Sturm und Wellen stürzen rücksichtslos auf das Schiff ein, zausen und stoßen es hin und her und suchen es ins tiefste Meer zu versenken. Das Schiff ist verloren, wenn es nicht kämpfen und sich wehren kann wie ein lebendiges Wesen, und das kann es nur, wenn es von eines Mannes Willen regiert wird, wenn alle Leute, die darauf sind, dem einen ohne Zögern auf das Wort, ja auf den Wink gehorchen. Da mag wohl mancher auf dem

Schiff sein, der dieß und das besser versteht, als der Kapitän; im Augenblick der Gefahr muß er Order parieren wie jeder andere; denn wenn er Reden halten will, ehe er die Segel festmacht, dann verpaßt er den rechten Augenblick, und das genügt, um das Schiff untergehen zu lassen. — Was Sturm und Wellen für das Schiff sind, das ist der Feind für das Land und Volk. Darum muß das Volk geübt sein, wenn der Feind kommt, ohne Zaudern und Besinnen dem Befehl des Landesherrn zu folgen; und um das zu lernen, müssen alle Leute, die kräftig genug sind, zwei oder drei Jahre lang Soldaten sein. Die Soldaten und alle Leute, die als Soldaten das Gehorchen gelernt haben, zusammengenommen, nennt man die Armee, das ist so viel wie „die bewaffnete Macht“.

---

## Die Ratgeber des Landesherrn.

Je größer das Land ist, das ein König regiert, desto weniger kann der Landesherr alles selber sehn, was in dem Lande vorgeht; je mehr Untertanen der König hat — und jeder König hat jetzt Millionen von Untertanen — desto weniger kann er jeden einzelnen kennen und wissen, wie es ihm geht. Und je mehr Dinge die Menschen erfinden, um sich ihr Leben angenehmer und bequemer zu machen, je mehr Eisenbahnen und Telegraphen und Maschinen aller Art, Dampfmaschinen und elektrische, gemacht und gebraucht werden, desto weniger kann ein Mann, wenn er auch noch so klug und lerneifrig ist, mit allen diesen Dingen Bescheid wissen und bei allen diesen Dingen wissen, worauf man dabei achten muß, damit sie nicht mehr Schaden anrichten, als sie Nutzen bringen. Darum muß der König eines großen Landes viele Leute um sich haben,

von denen jeder mit etwas Anderem Bescheid weiß. Einige müssen verschiedene Teile des Landes — und zwar jeder einen anderen Teil — beaufsichtigen, um zu sehn, was dort vorgeht; andere müssen wieder möglichst viele Untertanen und ihre Interessen kennen, noch andere wieder über verschiedene Dinge und Einrichtungen Bescheid wissen, so daß sie dem Landesherrn, wenn er sie fragt, Bescheid geben können. Und wenn er wissen möchte, was man am besten tun könnte, damit alles gut geht, dann müssen sie ihm einen guten Rat geben können. Denn nach diesem Rat richtet sich nun meistens der Landesherr wenigstens in allen Dingen, in denen er selber nicht genau Bescheid weiß. Wenn sich nun hinterher herausstellt, daß der Rat nicht gut, sondern schlecht gewesen ist, dann werden die Ratgeber gefragt: „Warum habt ihr gerade diesen Rat gegeben? Wußtet ihr nichts besseres? Oder habt ihr gar absichtlich einen schlechten Rat gegeben? Ihr habt vielleicht gar nur an eure eigenen Interessen gedacht oder an die eurer Vettern und anderen Verwandten und Bekannten, und habt nicht daran gedacht, daß der König nicht nur für die, sondern für alle seine Untertanen zu sorgen hat?“ Dann müssen die Ratgeber sich verantworten. Wenn sie nun nachweisen können, daß die Sache anders abgelaufen ist, als man voraussehen konnte, und daß sie jedenfalls das Beste gewollt haben, dann sind sie entschuldigt; sonst aber werden sie natürlich nicht wieder um Rat gefragt. Die Herren, die dem Könige täglich oder doch regelmäßig Rat geben müssen, dürfen nichts anderes zu tun haben, als sich gründlich umzusehen, daß sie ihm einen guten Rat geben können; sie dürfen also auch nicht arbeiten, um für sich und ihre Familie Geld zu verdienen. Das dürfen sie auch schon deshalb nicht, weil sie sonst entweder Landwirtschaft oder Fabrikation oder Handel betreiben müßten; dann hätten sie wieder ihre besonderen Interessen und könnten nicht so gut auf die Interessen anderer Leute

achten. Deshalb bekommen diese Herren soviel Geld, wie sie zum Leben gebrauchen. Natürlich müssen die Männer, die dem König am nächsten stehen, auch anständig leben, damit nicht jeder beliebige reiche Mann denken kann, weil er eine schönere Wohnung und besseres Essen hat, er sei etwas besseres als die höchsten Ratgeber des Königs. Die höchsten Ratgeber nennt man nun nach alter schöner Sitte schlechtweg „Diener“, lateinisch Minister. Solch ein Minister gehört natürlich zu den vornehmsten Männern des ganzen Volkes, wenn man ihn anredet, muß man „Eure Excellenz“ zu ihm sagen, das heißt so viel wie „Auszeichnung“. Denn wenn man zu ihm spricht, soll man immer daran denken, daß er dadurch ausgezeichnet ist, daß er dem Könige Rat geben darf. Man muß sich also ganz besonders in Acht nehmen, ihm nichts Falsches oder Unwahres zu sagen, weil er dann vielleicht dem Könige einen falschen Rat geben und dadurch großes Unheil anrichten könnte.

Es gibt Leute, die lachen über solche Anreden und Titel, wie Excellenz und Majestät — so redet man den König selber an —, und die sagen, es wäre doch ganz gleich, ob man zu einem Menschen nur den Namen sagte oder noch so ein bißchen Beiwerk dazu setzte. Wenn diese Leute aber selber Kinder haben, dann lassen sie sich von denen nicht beim Vornamen anreden, sondern da lassen sie sich immer ihre richtigen Titel geben: Vater und Mutter. Und das ist auch gut so, denn dann denken die Kinder doch mitunter dabei an das vierte Gebot. Was aber im Kleinen gut ist, das ist auch im Großen nicht zu verachten oder zu bespötteln.

Solch ein Minister, und zwar der höchste von allen, ist Fürst Bismarck achtundzwanzig Jahre lang gewesen.

---

## Der Widerstreit der Interessen.

Was Fürst Bismarck für die Armee getan hat, sollt ihr später hören. Zunächst müßt ihr wissen, wozu denn im Frieden ein Landesherr da ist. Denn er hat noch viel mehr zu tun, als sein Volk dazu einzuüben, daß es gut gegen den Landesfeind kämpft. Viel schlimmer ist der Kampf, den jedes Volk mit sich selber führt, der Krieg der Interessen, von dem ich euch jetzt erzählen will. Denn der Landesfeind, der von außen kommt, bleibt doch manchmal viele Jahre lang weg; das deutsche Volk hat seit 1870 keinen äußeren Krieg mehr gehabt. Aber der innere Krieg, der Kampf der Interessen, der wütet immer fort.

Aber was sind denn eigentlich Interessen? Das will ich euch zuerst sagen, und dann will ich euch den Kampf der Interessen beschreiben. „Das Interesse“ ist nicht der Name für irgend ein greifbares Ding, sondern für einen Vorgang, so wie etwa „der Schuß“ der Name ist für den Vorgang, daß Jemand schießt, und „der Hieb“ der Name für den Vorgang, daß Jemand haut. „Das Interesse“ ist nun der Name für den Vorgang, daß Jemand das bekommt, was er Gutes und Nütliches haben möchte. Also ihr selber habt schon Interessen. Wenn der Vater euch einen Groschen schenkt, daß ihr euch Kirschen dafür kaufen könnt, dann ist es euer Interesse, daß ihr recht viele und recht gute Kirschen für euren Groschen bekommt. Wenn aber die Frau, die ihr sie abkauft, euch zu wenig gibt oder ein paar schlechte hinzutut, die sie gerne los sein, aber bezahlt haben möchte, dann schädigt sie euer Interesse.

Und wenn Jemand euch einen schönen großen Apfel zeigt und sagt, den Apfel solle der haben, der zuerst am nächsten Brunnen ankomme, dann hat jeder von euch das Interesse, daß er zuerst den Brunnen erreicht. Da seht ihr

aber auch gleich, wie die Interessen miteinander Krieg führen. Denn einer kann doch nur zuerst ankommen; wer es aber auch ist, der zuerst ankommt, der schädigt dadurch die Interessen aller anderen, die mit um die Wette gelaufen sind. So gibt es schon bei euch den Krieg der Interessen oder, wie man auch sagt, den Widerstreit der Interessen.

Aber noch viel schlimmer ist der Widerstreit der Interessen bei den großen Leuten, besonders immer dann, wenn sie etwas kaufen oder verkaufen wollen. Der Bauer pflügt und eggt sein Feld, sät und erntet und drischt sein Getreide, ohne in den Widerstreit der Interessen zu geraten. Aber er will nicht all sein Getreide selber verbrauchen; er will davon verkaufen, damit er sich für das Geld, was er dabei einnimmt, Kleider und Schuhe und Fleisch und Werkzeuge kaufen kann und Alles, was er sonst noch braucht. Natürlich will er gern so viel Geld wie irgend möglich haben, damit er sich möglichst viele gute Dinge kaufen kann. Sein Interesse ist es also, daß das Korn teuer ist. Wer aber nicht selber Getreide baut, muß doch sich das Brot kaufen, was daraus gemacht wird; je mehr Geld er nun für Brot ausgeben muß, desto weniger hat er übrig für alle anderen Sachen, die er braucht. Also hat jeder, der nicht selber Getreide baut, das Interesse, daß das Brot und das Getreide, aus dem es gemacht wird, möglichst billig ist. Wer das Zeug webt, aus dem unsere Anzüge gemacht sind, der hat das Interesse, daß das Zeug möglichst teuer ist; denn je teurer es ist, desto mehr Geld bekommt er für das Zeug, das er webt, und um so mehr gute und nützliche Dinge kann er sich für das Geld kaufen. Jeder aber, der kein Zeug webt, hat das Interesse, daß das Zeug möglichst billig ist; denn dann kann er sich leichter einen Anzug kaufen. Wer sich in einem Jahr dreißig Mark zusammengespart hat, um sich einen Anzug anzuschaffen, kann sich keinen kaufen, wenn das Zeug so teuer geworden ist, daß

der Anzug vierzig Mark kostet. Wer sich ein Paar Stiefel bestellt, hat das Interesse, sie möglichst billig zu bekommen; der Schuhmacher aber, der sie macht, hat das Interesse, möglichst viel Geld dafür zu bekommen. Und ebenso geht es mit allen Dingen, die wir brauchen und kaufen; eigentlich ist es wunderbar, daß dabei nicht noch mehr Zank und Streit entsteht.

Sehr groß ist auch der Widerstreit der Interessen zwischen den Lohnherren und den Arbeitern. Der Arbeiter hat das Interesse, daß er möglichst hohen Lohn bekommt, der Lohnherr, dem die Werkstatt oder die Fabrik oder der Hof oder das Gut oder das Geschäft gehört, hat das Interesse, daß er möglichst niedrigen Lohn zahlt. Denn der Arbeiter muß ja von seinem Lohne alles bezahlen, was er braucht und was seine Frau braucht und was seine Kinder brauchen. Wenn er dann zu niedrigen Lohn bekommt, dann hat er oft nicht Geld genug, um seinem Jungen ein Paar Stiefel oder einen neuen Anzug zu kaufen, wenn auch die alten Sachen zerrissen sind; und oft muß er seine Kinder mit ein paar Kartoffeln abspeisen, wenn auch der Arzt gesagt hat, daß die Kinder kräftige Nahrung, also mehr Fleisch haben müssen. Der Lohnherr aber könnte ja ganz gut mehr zahlen, wenn er nur den einen Arbeiter hätte; aber wenn der eine mehr bekommt, dann wollen natürlich auch alle anderen gleich mehr haben, denn sie sagen sich: „Der arbeitet doch auch nicht besser wie wir.“ Und da muß doch der Lohnherr sehr rechnen, wenn es ihm nicht selber schlecht gehen soll. Denn wenn der Gutsherr allen seinen Tagelöhnern zusammen mehr Geld bezahlt, als er für sein Getreide wieder bekommt, dann behält er ja für sich und für das, was er und seine Familie brauchen, gar nichts übrig! Ebenso geht es einem Fabrikherrn, wenn er zu hohe Löhne zahlt. Wenn er sich nun auch ganz genau ausgerechnet hat: „So und so viel Meter Zeug stellt die Fabrik her, so und so viel Geld bekomme ich

dafür, also kann ich so und so viel Mark Löhne zahlen“, dann stimmt es manchmal doch nicht; die Löhne zahlt er zuerst, aber wenn er dann das Zeug verkaufen will, dann ist es manchmal viel billiger geworden, und dann bekommt er für sein Zeug viel weniger Geld, als er gerechnet hat. Zählt er schließlich alles zusammen, was er ausgegeben hat, und alles, was er eingenommen hat, so hat er wohl gar mehr ausgegeben als eingenommen, er hat also von seinem früher ersparten Gelde zusezt. Das kann er aber nicht jedes Jahr machen, sonst würde sein erspartes Geld bald zu Ende sein. Darum hat jeder Lohnherr das Interesse, daß die Löhne niedrig sind, und jeder Arbeiter das Interesse, daß die Löhne hoch sind, und das ist der schlimmste Widerstreit der Interessen.

---

## Der Landesherr und die Interessen.

Der einzige Mensch im ganzen Volke, der bei dem Kampf der Interessen nicht mitkämpft, ist der Landesherr. Für ihn kommt es nur darauf an, daß das ganze Volk so gesund und so stark und so mächtig wie möglich ist. Denn je gewaltiger sein Volk ist, desto größer ist sein Ansehen bei anderen Völkern und ihren Landesherrn; je schwächer sein Volk wird, desto weniger Achtung haben die anderen vor ihm. Darum achtet er auch streng darauf, daß der Kampf der Interessen nicht gar zu heftig geführt wird, daß namentlich nicht irgend ein Teil der Bevölkerung ganz zu Grunde gerichtet wird.

Wenn er aber das soll, dann muß er auch sein ganzes Leben lang der Landesherr sein und muß wissen, daß nach ihm eins seiner Kinder Landesherr sein wird. Darum sind Republiken, also Völker ohne Landesherrn, etwas schlechter

daran. Sie wählen sich einen Präsidenten, einen Mann, der vier oder sieben Jahre oder irgend eine andere Zeit lang alle Arbeiten des Landesherrn tun soll. Gewiß werden sie ja nun dazu einen tüchtigen und guten Mann auswählen; aber wer das auch ist, der steht doch immer mit im Kampf der Interessen. Ist er vorher Landwirt gewesen, so hat er sich daran gewöhnt, immer den Landwirten eher Recht zu geben als anderen Leuten; ist er Fabrikherr gewesen, so hat er hauptsächlich die Interessen der Fabrikherren kennen gelernt und wird daher immer leicht glauben, daß diese Interessen für das ganze Volk wichtiger seien als andere; ist er Handelsmann gewesen, so wird er überzeugt sein, daß das Handeln viel wichtiger sei, als die Arbeit der Landwirte, der Fabriken und Handwerker. Gibt er sich nun Mühe, ein tüchtiger Landesherr zu sein, so wird er ja nach ein paar Jahren auch gelernt haben, die anderen Interessen richtig zu schätzen; aber dann ist ja auch seine Zeit schon wieder zu Ende, und dann wird ein anderer zum Präsidenten gewählt, der dann wieder von vorn anfängt zu lernen.

Aber selbst wenn man ihn wieder wählt und immer wiedermählt bis zu seinem Tode, wird er doch nicht so ganz und gar das Interesse des Volkes als sein eigenes ansehen, wie der König oder der Fürst, von dem einst sein Sohn das Herrscheramt erben wird. Der Sohn des Präsidenten steht doch wieder im Kampf der Interessen, und da müßte ja der Präsident ein schlechter Vater sein, wenn er nicht wünschen sollte, daß es seinem Sohne möglichst gut ginge. Wenn also das Wohl des ganzen Volkes mit dem Interesse des Sohnes in Widerstreit gerät, so muß der Präsident entweder ein schlechter Vater oder ein schlechter Landesherr sein. Der König oder Fürst aber, der sein Herrscheramt an seinen Sohn vererbt, den man daher auch den erblichen Landesherrn nennt, kommt niemals in diesen Zwiespalt; er kann auch für seinen Sohn nur dadurch gut sorgen, daß er für das Wohl des ganzen Volkes sorgt.

Allerdings ist dazu auch nötig, daß der Landesherr auch wirklich etwas in seinem Lande zu sagen hat. Es gibt auch Länder, in denen der Landesherr, oder der Souverän, wie man ihn mit einem Fremdwort nennt, herzlich wenig zu befehlen hat, in denen die Untertanen wohl „Majestät“ zu ihm sagen und den Hut vor ihm ziehen, aber im Übrigen ganz und gar tun, was sie wollen. Auch bei uns hat es Leute gegeben, die es gern ebenso eingerichtet hätten; denen aber hat Kaiser Wilhelm I. ordentlich das Spiel verdorben, und der ihm am meisten dabei half, das war Fürst Bismarck.

---

## Was Abgeordnete sind.

Außer den Ministern haben sich die Landesherrn auch noch andere Ratgeber nehmen müssen. Denn es gibt jetzt viel mehr Menschen als in früheren Jahrhunderten und wenigstens in Deutschland viel weniger Landesherrn. Darum wird das Regieren immer schwieriger. Auch verlangen die Menschen jetzt viel mehr, als sie früher verlangt haben; sie denken, weil jetzt so viel neu erfunden ist und so vieles besser geht, darum müßte eigentlich alles besser gehn; und wenn es ihnen heute so gut geht, wie sie es gestern gewünscht haben, dann sind sie nicht etwa zufrieden, sondern wünschen es sich noch besser. Und das machen die Kinder, die noch in die Schule gehn, schon gerade so, wie die großen Menschen. Die großen Menschen aber, die gewöhnt sind, daß die Regierung, also der Landesherr mit seinen Ministern, für viele Dinge sorgt, die glauben schließlich, daß die Regierung für alles sorgen müsse und alles so machen könne, wie alle Leute es wünschen; sie denken gar nicht daran, daß das gar nicht möglich ist wegen des Wider-

streites der Interessen, da es ja immer dem einen schlecht gehen muß, wenn es dem andern gut geht; und jeder, dem es auch nur ein bißchen schlecht geht, glaubt, die Regierung wäre daran schuld. Und schließlich meint jeder, er könnte es besser machen, wenn er der Landesherr wäre oder wenigstens dem Landesherrn Rat geben dürfte. Das ist nun aber damit gerade so wie mit jeder anderen Arbeit. Da sieht man wohl manchmal einem Manne zu, der eine schwierige Arbeit macht, die gar nicht fertig werden will; dann wird man auch ungeduldig; man meint, man könnte es selber besser machen und viel schneller fertig bringen. Aber wenn dann der Arbeiter sagt: „Na, dann komm einmal her und mach es“ und man probiert es dann wirklich, dann sieht man, daß man es noch schlechter kann als der Arbeiter und daß man von den Zuschauern noch mehr ausgelacht und ausgescholten wird als er. Aber jeder von den Auslachern und Ausschelttern, der es dann auch probiert, blamiert sich ebenso. Denn auslachen und schimpfen kann jeder, aber das Bessermachen ist nicht so leicht, wie man vorher denkt.

Aber was man zum Spaß bei einer beliebigen Arbeit machen kann, daß man dem Auslacher und Schimpfer sagt „probier du's doch“, das kann die Regierung nicht machen, denn da könnte doch schönes Unheil angerichtet werden. Da würde der Landwirt es so einrichten, daß das Korn furchtbar teuer würde und alle anderen Leute darüber wütend würden; der Fabrikant würde dafür sorgen, daß die Arbeiter für ein Butterbrot und ein paar Pfennige arbeiten müßten und noch froh wären, wenn man sie dafür arbeiten ließe; der Arbeiter würde versuchen, sich soviel Lohn zahlen zu lassen, daß der Fabrikherr gar nichts für sich übrig behielte und noch seine Ersparnisse zusetzen und schließlich Betteln gehen oder selber Arbeiter werden müßte; der Kaufmann würde bestimmen, daß er den Leuten, die die Waren machen, fast gar nichts zu zahlen brauchte, daß aber die Leute, die die Waren brauchen und beim Kauf-

mann einkaufen, die höchsten Preise dafür geben müßten; und wie es auch gemacht würde, immer würden die meisten Interessen geschädigt werden, und immer würden die Leute schreien, so dürfe es nicht gemacht werden, sondern anders; und machte man es dann anders, dann würden sie wieder schreien, nein, so dürfe es noch weniger gemacht werden, sondern ganz anders. Ja, wie soll man es da nun machen, daß alle zufrieden sind?

Da sind nun die Landesherren auf ein ganz gutes Mittel verfallen. Der König hat den Untertanen gesagt: „Wißt ihr was? Ihr sollt von jetzt ab alle meine Ratgeber sein, allerdings nicht bei jeder Kleinigkeit, nicht wenn ich jemanden einen Orden gebe oder wenn ich den Soldaten etwas befehle, wohl aber, wenn ich etwas sehr Wichtiges anordne, was für das ganze Land und für lange Zeit gelten soll; wenn ich ein Gesetz gebe, dann sollt ihr alle mir Rat geben; ich will in Zukunft kein Gesetz geben, zu dem ihr mir nicht selber geraten habt, dem ihr nicht selber zugestimmt habt. Da ihr nun aber viele Millionen seid, auch nicht immer von eurer Arbeit weg und in die Hauptstadt reisen könnt, so sollen immer mehrere Tausende von euch einen auswählen und abordnen; diese Abgeordneten sollen dann in der Hauptstadt in einem schönen Hause zusammenkommen; und wenn ich nun wieder ein Gesetz geben will, dann werden meine Minister das vorher aufschreiben und den Abgeordneten geben. Wenn dann die Abgeordneten sagen: ‚Nein, das scheint uns kein gutes Gesetz zu sein,‘ dann will ich das Gesetz nicht geben; wenn sie sagen: ‚Das Gesetz ist zum größten Teil ganz gut, aber das und das müßte noch anders sein,‘ dann will ich es, wenn irgend möglich, so machen, wie die Abgeordneten es vorschlagen. Und dann sollen eure Abgeordneten noch eins tun. Ich weiß, was ihr am wenigsten gern tut, das ist das Bezahlen. Wenn euch ein Dieb etwas wegnimmt, dann soll gleich die Polizei da

sein, den Dieb erwischen und euch euer Eigentum wiedergeben; aber wenn ihr Steuern geben sollt, damit die Polizisten für ihre schwere Arbeit bezahlt werden können, dann gefällt euch das nicht. Wenn der Feind ins Land kommt und euch alles wegnimmt, was ihr habt, dann sollen die Soldaten rasch da sein, um den Feind wieder hinauszujagen; aber wenn ihr Geld geben sollt, damit für die Soldaten Gewehre und Säbel und Kanonen gekauft werden können, dann jammert ihr über ‚unerhörliche Lasten‘. Immer denkt ihr, ihr müßt zu viel bezahlen, zu viel Steuern geben. Da wollen wir es nun so machen: Meine Minister sollen vorher ganz genau aufschreiben, was im ganzen Jahre gebraucht werden soll, für Soldaten, für Polizei, für Eisenbahnen, für Telegraphen, für Schulen u. s. w. Diesen Voranschlag für das Jahr, den die Minister gemacht haben, will ich den Abgeordneten vorlegen, und die sollen sagen, das und das ist nicht nötig, das und das kann für weniger Geld beschafft werden. So sollen meine Minister mit den Abgeordneten den Voranschlag beraten; schließlich wird zusammengezählt, wieviel Geld im Ganzen gebraucht wird, und danach wird festgesetzt, ob und wieviel neue Steuern eingeführt werden müssen.“

Damit waren nun die Leute überall einverstanden. Namentlich daß sie bei dem Voranschlag, den man mit einem Fremdwort auch Budget nennen kann, so schön mitreden durften, das gefiel ihnen sehr. Aber die Sache hatte doch einen Haken.

---

## Die Revolution.

Es war nicht in allen Ländern so gut abgegangen. In Frankreich waren am Ende des achtzehnten Jahrhunderts schlimme Dinge passiert. Der König hatte nicht gut verstanden seine

Ratgeber auszuwählen; er hatte sie nur aus den Reichen und gar nur aus den Adligen genommen, und die hatten solchen Rat gegeben, daß nur für die Interessen der Reichen und Adligen gesorgt wurde, so daß es den meisten Leuten im Lande herzlich schlecht ging. Als der König das endlich merkte und eine Art Abgeordnetenhaus zusammenrief, da sagten die Abgeordneten: „Hier ist nichts mehr zu beraten; jetzt wollen wir allein befehlen; wir brauchen überhaupt keinen König mehr, wir können viel besser selber regieren.“ Ja, sie meinten, König sein wäre ein Verbrechen; denn alle Menschen müßten frei sein, dann würde erst die gute Zeit für die Menschheit kommen. Und dann begannen sie die gute Zeit damit, daß sie 5000 Leuten, die entweder reich und adelig oder Freunde von Reichen und Adligen waren, durch eine neuerfundene Mordmaschine die Köpfe abschlagen ließen. Auch mit ihrem eigenen Könige Ludwig XVI. machten sie es ebenso; auch mit der Königin Marie Antoinette; und was aus dem zehnjährigen Prinzen geworden ist, das weiß man nicht genau. Einige sagen, er sei ins Ausland geflohen; andere aber behaupten, er sei langsam zu Tode gequält worden. Das Volk aber behalf sich ohne Landesherrn als Republik. Diese Geschichte nennt man die französische Revolution (das Wort heißt „Umwälzung“), und es gibt auch bei uns sehr viele Leute, die da meinen, mit der französischen Revolution habe die neue Zeit der Menschheit, die gute Zeit, begonnen.

Den Franzosen bekam die Revolution schlecht genug. Sie mußten über zwanzig Jahre mit allen anderen Völkern Krieg führen; sie hatten das Glück, dabei einen Mann zu finden, der es vorzüglich verstand, die Soldaten im Kriege zu kommandieren und im Lande alle Einrichtungen gut anzurorden; sie waren es zufrieden, daß dieser Mann sich selber zum Kaiser machte. Dieser Kaiser Napoleon I. hätte beinahe die ganze Welt erobert; schließlich wurde er aber doch besiegt,

zuerst durch den russischen Winter, in dem ihm eine halbe Million seiner besten Soldaten umkam, und dann besonders durch das preußische Volk, das er wenige Jahre vorher besiegt und unterworfen hatte und das nun den letzten Blutstropfen daran setzte, um den Feind zu vernichten. Wie nun aber Napoleon besiegt war, da jagten ihn die Franzosen weg und nahmen den Bruder ihres hingerichteten Königs wieder zum König. Fünfzehn Jahre später aber machten sie wieder Revolution und setzten einen entfernten Verwandten des Königs, Ludwig Philipp, zum König ein, den sie dann 1848 wieder wegjagten. Dann versuchten sie es drei Jahre lang mit der Republik und dann wieder mit einem Kaiser. Den setzten sie 1870 ab, als er im Kriege von den Deutschen gefangen wurde, und seitdem sind sie wieder Republik.

Im Jahre 1848 wollten aber die Deutschen gern auch etwas Revolution haben. Man nahm den Landesherrn besonders übel, daß sie kein deutsches Reich zu Stande brachten, und dachte, wenn man Revolution machte, wie die Franzosen, dann würde man rasch ein deutsches Reich bekommen. Anfangs ging das auch ganz gut; es wurden in ganz Deutschland Abgeordnete gewählt, die in Frankfurt am Main in der Paulskirche zusammenkamen und sich deutsche Nationalversammlung nannten. Die bestimmten dann, daß der König von Preußen deutscher Kaiser sein sollte, und machten überhaupt eine recht schöne „Verfassung“, in der ganz genau stand, was jeder für Rechte hätte und was alle machen müßten, wenn das deutsche Reich gut eingerichtet werden sollte. Und nun wäre vielleicht alles gut geworden, wenn nicht zum Regieren zweierlei gehörte: Erstens, daß man befehlen kann, und zweitens, daß man die Anderen zwingen kann, den Befehlen zu gehorchen. Und der Frankfurter Nationalversammlung gehorchte leider Niemand. Der König von Preußen wäre wohl gern deutscher Kaiser geworden; aber die anderen deutschen

Landesherrn wollten das nicht, und da hätte der König von Preußen erst mit ihnen und wohl noch mit anderen Krieg führen müssen, und dazu hatte er damals gar nicht Soldaten genug. So lehnte er die Kaiserkrone ab. Es war also doch nicht so leicht so ein deutsches Reich zu machen, wie die Leute gedacht hatten, ehe sie es selber versuchten.

Im Jahre 1848 wurde auch in Preußen die Einrichtung gemacht, daß Abgeordnete gewählt werden, die in einem Abgeordnetenhaus zusammentreten und die Gesetze und den Voranschlag des Haushaltes für das ganze Land beraten. Eine solche Einrichtung nennt man gern Verfassung. Nach der preußischen Verfassung gibt es außer dem Abgeordnetenhaus noch ein Herrenhaus, in dem die großen Gutsbesitzer und die Oberbürgermeister sitzen; und das Herrenhaus darf die Gesetze ebenso mit beraten wie das Abgeordnetenhaus; aber beim Voranschlag des Haushaltes darf es nicht in alle Einzelheiten hineinreden, da darf es nur über den ganzen Voranschlag „Ja“ oder „Nein“ sagen. Abgeordnetenhaus und Herrenhaus zusammen nennt man den Landtag; wenn die Abgeordneten zum Beraten zusammenkommen, so nennt man das eine Tagung. Und wenn der König von Preußen jetzt ein Gesetz erläßt, so fängt es immer an: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, verordnen unter Zustimmung beider Häuser des Landtages, wie folgt“. Dann kommt das, was befohlen wird.

Viele Leute meinen, die preußische Verfassung sei vom Könige wegen der Revolution gegeben worden, die am 18. März 1848 in Berlin war. Das ist nicht richtig. Der König hatte sich schon vorher entschlossen die Verfassung zu geben und hatte das auch schon bekannt gemacht. Die Berliner wollten ihm gerade danken dafür und kamen so zahlreich, daß es ein großes Gedränge gab. Aber Soldaten und Bürger waren damals wütend auf einander: die Bürger glaubten, daß die Soldaten

nur unnütze und stolze Nichtstuer wären, und die Soldaten ärgerten sich darüber. Bei der gegenseitigen Wut entstand dann im Gedränge der Kampf, ohne daß man weiß, wer angefangen hat. So schossen sich gute Preußen gegenseitig tot, ohne daß ein vernünftiger Grund vorhanden war. Darum ist der 18. März 1848 einer der traurigsten Tage der preußischen Geschichte. Es ist schon schlimm, wenn man im Kampf mit dem Landesfeind das fünfte Gebot mißachten muß, aber viel schrecklicher ist es, in blindem Zorn die Waffe gegen den Landsmann, vielleicht gar gegen den eigenen Bruder zu richten. So aber geht es her in der Revolution.

---

## Preußens Meer.

Der König von Preußen, der im Jahre 1849 die deutsche Kaiserkrone ablehnte, weil er nicht Soldaten genug hatte, um sie zu verteidigen, hieß, wie ihr schon wißt, Friedrich Wilhelm IV. Die anderen deutschen Fürsten wollten ihn nicht alle zum Kaiser haben, weil die Könige von Preußen früher nie Kaiser gewesen waren; denn Preußen ist ja erst allmählich groß geworden. Zuletzt war der Großvater des Kaisers von Österreich Kaiser gewesen; deshalb wollten viele deutsche Fürsten den Kaiser von Österreich zum Kaiser. Denn Österreich gehörte damals mit zum deutschen Bund. Der Kaiser von Österreich aber wäre natürlich auch gern deutscher Kaiser geworden, denn dann hätte Deutschland doch immer Österreich beistehen müssen in allen Kriegen, und das wäre für Österreich sehr gut gewesen. So gab es zwischen Österreich und Preußen einen Widerstreit der Interessen, weil jedes der beiden Länder seinen Landesherrn gern zum deutschen Kaiser gemacht hätte.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte keinen Sohn; sein Erbe war sein ältester Bruder, Prinz Wilhelm, der ja später Kaiser Wilhelm I. geworden ist. Damals hatte er den Titel Prinz von Preußen; denn „Kronprinz“ wird nur der Sohn des Königs genannt. Im Jahre 1857 wurde der König krank; der Prinz von Preußen mußte ihm seine Arbeit abnehmen und dann von 1858 an die Regierung allein führen. Von da an wurde er Prinz-Regent genannt. Der Prinz hatte sich nun Zeit seines Lebens besonders mit der Armee beschäftigt und mußte ganz genau, was ihr fehlte. Ihn hatte es ganz besonders gekränkt, daß Preußen Furcht vor Österreichs Heer gezeigt hatte; er hatte sich schon ausgedacht, wie sich die preußische Armee stärker machen ließe. Er wollte sie zur stärksten Armee der ganzen Erde machen, und das hat er denn auch wirklich fertig bekommen.

In Preußen war damals, als Napoleon I. Preußen besiegt und ganz Deutschland erobert hatte, die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden; jeder Preuße muß sich im Krieg mitwehren gegen den Feind und muß im Frieden lernen, was dazu nötig ist. Darum muß jeder eine Zeitlang ganz und gar Soldat sein, mit in den Kasernen (den großen Gebäuden, die für die Soldaten gebaut sind) wohnen, den ganzen Tag den Soldatenanzug, die Uniform, tragen und nichts anderes arbeiten, als Übungen machen, um die Kriegskunst zu erlernen. Das nennt man „bei der Fahne dienen“, weil den Soldaten im Kriege die Fahne vorangetragen wird als das Zeichen, bei dem sie sich zusammenfinden. Jedes Bataillon, das sind im Kriege grade 1000 Mann, hat seine Fahne, und für den Soldaten gibt es keine größere Schande als die, seine Fahne feige zu verlassen; für ein Bataillon gibt es keine ärgere Schmach, als so besiegt zu werden, daß der Feind die Fahne wegnimmt. Die Fahne wird auch bei Friedensübungen mitgenommen, aber dann wird das seidene

Fahmentuch in dem Wachstuchüberzug gelassen. Nur bei feierlichen Gelegenheiten und im Kriege läßt man die Fahne wehen.

Wenn nun ein Soldat mehrere Jahre bei der Fahne gedient hat, dann wird er zur Reserve entlassen. Da trägt er keine Uniform mehr, darf wohnen, wo er will, und den ganzen Tag über seine gewöhnlichen Arbeiten machen als Bauer, Handwerker, Lehrer, Arzt oder was er sonst ist. Aber sobald Krieg ausbricht, muß er sofort zur Fahne zurück. Nun ist das so eingerichtet, daß im Frieden von jedem Bataillon etwa 500 Mann bei der Fahne dienen; die anderen Leute gehören zur Reserve und kommen erst im Krieg wieder zur Fahne. In den Krieg rückt das Bataillon 1000 Mann stark, und die Leute, die noch über 1000 da sind, bleiben vorläufig in der Kaserne zurück als Ersatztruppen. Wenn nun in einer Schlacht 100 Mann getötet oder verwundet werden, dann werden 100 Mann von den Ersatztruppen nachgeschickt. So ist das Bataillon im ganzen Kriege immer 1000 Mann stark.

Wer nun mehrere Jahre in der Reserve gedient hat, der kommt zur Landwehr, die ihre besonderen Bataillone hat. Das sind also schon alles ältere Leute; viele sind schon verheiratet und haben Kinder. Diese Leute schickt man nur dann in den Krieg, wenn es sehr nötig ist; denn es ist schon immer schlimm, wenn ein Mensch tot geschossen wird, aber noch schlimmer ist es doch, wenn die Kinder ihren Vater verlieren. Die Landwehr wird also nur dann zur Fahne gerufen, wenn das Land nicht anders gerettet werden kann. Die anderen Truppen nennt man zum Unterschied von der Landwehr das stehende Heer, weil von jedem Bataillon wenigstens ein Teil bei der Fahne steht, während das Landwehrebataillon im Kriege erst neu zusammenkommt und „formiert“ wird.

Man nennt die Truppen, die bei der Fahne stehen, Linientruppen. Also muß jeder Soldat erst einige Jahre in der Linie, dann mehrere Jahre in der Reserve, dann noch

eine ganze Anzahl von Jahren in der Landwehr, im Ganzen an 20 Jahre, dienen und jederzeit bereit sein, auf den Ruf seines Königs zur Fahne zu eilen. Wer aber ein ganz klein bißchen zu schwach oder zu klein ist, um Soldat zu werden, der wird gar nicht zum Soldaten „ausgehoben“ und braucht weder in der Linie noch in der Reserve noch in der Landwehr zu dienen.

Nun werden doch alle Soldaten, die bei der Fahne dienen, vom Könige mit dem Gelde, das durch die Steuern einkommt, beköstigt, bekleidet und beherbergt; es muß also bestimmt sein, wieviel immer bei der Fahne stehen sollen, damit das Geld auch reicht. Im Jahre 1814 hatte man etwa 120 Bataillone aufgestellt; immer 3 Bataillone werden zu einem Regiment formiert unter einem Oberst; es gab also 40 Regimenter. Das war gerade so eingerichtet, daß damals alle gesunden und kräftigen Leute Soldaten werden konnten; 40 000 Mann jährlich wurden ausgehoben und grade soviel taugliche Leute gab es jedes Jahr unter denen, die 20 Jahre alt wurden. Das war 1814 so, als Preußen 11 Millionen Einwohner hatte; 1850 hatte es aber gegen 19 Millionen, also fast noch einmal soviel, und trotzdem wurden immer noch nur 40 000 Mann jährlich ausgehoben, weil immer noch nicht mehr Regimenter gebildet waren und die Offiziere eines Regimentes doch immer nur eine bestimmte Anzahl von Soldaten gehörig ausbilden können. Das wurde nun ganz sonderbar und ungerecht. Es konnten lange nicht mehr alle tüchtigen Leute ausgehoben werden, weil jedes Jahr viel mehr als 40 000 tüchtige Menschen 20 Jahre alt wurden; so mußte schließlich gelost werden, wer dienen und wer freikommen sollte; die einen kamen für immer frei, die anderen wurden ausgehoben und mußten, auch wenn sie nicht mehr bei der Fahne waren, jeden Augenblick bereit sein, dem Ruf des Königs zu folgen. Und leider mußte der König sehr oft rufen. Es

gab zwar nie vollständig Krieg, aber es war immer dicht daran, daß der Krieg anbrach, und so mußten immer wieder Reservisten und Landwehrleute zur Fahne gerufen werden, wenn sie kaum erst nach Hause geschickt worden waren. Dann mußten sie gleich wieder weg von ihren Frauen und Kindern, und die anderen, die gar keine Soldaten geworden waren, lachten sie aus. Da hätten die braven Landwehrleute manchmal gern zu den andern gesagt: „Nun geht ihr mal zur Fahne und laßt uns zu Hause bleiben“, aber das ging doch nicht, denn die anderen waren ja nicht als Soldaten ausgebildet; die konnte der König gar nicht brauchen. Das war also eine Einrichtung, die früher einmal sehr gut gewesen war, die aber im Laufe der Zeit gerade ungerecht geworden war. Ungerechte Einrichtungen aber sind das schlimmste, was es gibt.

Da machte nun der Prinz-Regent einen Vorschlag, den er sich wohl und gründlich überlegt hatte, und der die ganze Ungerechtigkeit wegräumte und außerdem die ganze Armee viel stärker machte. Er sagte: „Wir müssen mehr Regimenter haben, etwa noch einmal so viel, wie wir haben; und dann müssen wir jährlich nicht 40000, sondern wenigstens 60000 Rekruten (junge Soldaten) ausheben. Wenn uns dann wieder ein Feind bedroht, dann haben wir die neuen Regimenter, um sie mit an die Grenze zu stellen; wir brauchen also nicht immer gleich die armen Landwehrleute zur Fahne zu rufen. Die sparen wir uns auf, bis einmal wirklich ein ernstlicher Krieg kommt. Wenn der aber kommt, dann haben wir ein viel stärkeres Heer als früher und brauchen uns vor keiner Macht der Erde zu fürchten. Wenn wir eine solche Armee haben, wie ich sie vorschlage, dann braucht Preußen nicht mehr aus Angst vor anderen zu unterlassen, was es gern tun möchte.“ Er dachte dabei daran, daß Preußen die Führung von ganz Deutschland übernehmen sollte.

Heute weiß nun jeder, daß die Einrichtung nötig war; denn jetzt besteht sie seit recht langer Zeit, und ohne die Einrichtung hätten wir nicht soviel Feinde besiegt und hätten immer noch kein Deutsches Reich. Damals aber war es etwas neues, und nicht alle waren damit einverstanden.

---

## Die Seeresreform und die Abgeordneten.

Nun sollten zum ersten Mal in einer sehr wichtigen Sache die neuen Ratgeber des Landesherrn zeigen, was sie konnten; die Abgeordneten mußten gefragt werden, weil doch die neuen Regimenter Geld kosteten. Sollten doch so viel mehr Soldaten Nahrung, Kleidung, Obdach und Waffen haben; und Offiziere waren doch auch dazu nötig, und die mußten doch auch Gehalt bekommen. Der Prinz-Regent glaubte, die Abgeordneten würden sich freuen, daß die Landwehrleute nicht immerfort eingezogen werden sollten. Aber die Abgeordneten freuten sich nicht darüber, oder wenn sie sich freuten, so sagten sie es nicht. Sie hatten nämlich etwas ganz anderes im Sinne. Sie glaubten, daß sie nicht Ratgeber des Landesherrn, sondern daß sie selber die eigentlichen Landesherrn wären, und daß eigentlich der König und der Prinz-Regent ihnen gehorchen müßten. Denn Preußen hatte ja auch seine kleine Revolution gehabt, und da dachten sie, alles, was vor der Revolution gewesen sei, das gelte nichts. Den König hätte man damals nicht gerade wegjagen wollen, weil er weiter nichts Schlimmes angestellt hätte; aber zu sagen sollte er nichts mehr haben; er sollte nur tun dürfen, was die Abgeordneten wollten. Ja, sie wollten sogar, der Landesherr sollte sich zu seinen obersten Ratgebern, zu Ministern, nicht

solche Leute auswählen, zu denen er selber Vertrauen hätte, sondern solche, zu denen die Abgeordneten Vertrauen hätten. So ist das nämlich in Ländern, in denen die Revolution gesiegt hat; und man nennt das „parlamentarische Regierung“, weil ein Abgeordnetenhauß, das Landesherr sein will, sich gern mit dem Fremdwort „Parlament“ benennt. Die Abgeordneten und die Leute, die Abgeordnete gewesen sind, nennt man Parlamentarier.

Solche parlamentarische Regierung wollten die Abgeordneten auch in Preußen einführen, denn sie dachten, freie Männer dürften sich keine andere Regierung gefallen lassen. Wie nun der Prinz-Regent die Armee besser einrichten wollte, da wollten sie ihm einmal zeigen, daß sie die Herren wären. Zunächst fingen sie ganz zahm an. Sie sagten: Ja, das kostet ja viel Geld, wir wollen das wohl bewilligen, aber nur auf ein Jahr. Denn es war damals wieder einmal Kriegsgefahr, und da mußte ohnehin mehr Geld für das Heer ausgegeben werden, damit es jederzeit zum Kriege bereit war. Und so bewilligten denn die Abgeordneten das Geld, mit dem die neuen Regimente eingerichtet werden sollten, auf ein Jahr, aber nicht für die neuen Regimente, sondern „für die erhöhte Kriegsbereitschaft des Heeres“. Der Prinz-Regent dachte nun, da sie einmal so vernünftig gewesen wären, so würden sie auch nächstes Jahr wieder so vernünftig sein und das Geld bewilligen, und da es Eile hatte, daß die Armee in Ordnung kam, so richtete er die neuen Regimente ein, gab ihnen die Fahnen, ernannte die Offiziere, genug, er machte das ganze Heer so fertig, wie er es haben wollte. Das war im Jahre 1860. Am 2. Januar 1861 starb Friedrich Wilhelm IV., und nun war der Prinz-Regent selber König und hieß mit dem Namen, den ihr alle kennt, Wilhelm I. Als nun die Abgeordneten im nächsten Jahre wieder zusammenkamen, sahen sie wohl, daß die neue Heereseinrichtung fertig war, aber sie

taten so, als wenn sie das nicht sähen. Sie sprachen wieder nur von „erhöhter Kriegsbereitschaft“, und dafür wollten sie wieder auf ein Jahr Geld bewilligen. König Wilhelm dachte: „In der Ordnung ist das zwar eigentlich nicht, aber mir kann es schließlich recht sein, wenn sie es nur jedes Jahr wieder bewilligen, damit die Armee weiter bestehen kann.“ Aber nächstes Jahr, also 1862, da kam es anders, da bewilligten sie auf einmal nichts mehr, da sagten sie: „Die erhöhte Kriegsbereitschaft ist jetzt nicht mehr nötig; jetzt soll für das Heer nicht mehr ausgegeben werden, als früher jährlich ausgegeben ist“. Also hätte der König die Offiziere und Soldaten der neuen Regimente entlassen und die Fahnen in die Rumpelkammer stellen müssen, und bei jedem neuen Kriege wäre alles wieder ebenso schlimm geworden, wie es früher gewesen war; die Landwehrleute hätten wieder gleich zu Anfang eingezogen werden müssen, und schließlich wären doch nicht genug ausgebildete Soldaten dagewesen, um den Feind zu besiegen. Dann hätte sich Preußen wieder vor den Feinden fürchten müssen.

„Aber wollt ihr denn wirklich, daß Preußen wehrlos wird?“ fragte König Wilhelm die Abgeordneten. „Nein, das wollen wir nicht“, sagten die, „aber wenn wir der Regierung Geld für die neuen Regimente bewilligen, dann muß die Regierung erst uns einen Gefallen tun; dann muß sie in einer Sache tun, was wir wollen. Wir wollen nämlich, daß die Soldaten nicht mehr drei Jahre bei der Fahne dienen, wie bisher, sondern nur zwei Jahre; wir wollen die zweijährige Dienstzeit. Wenn die Regierung damit einverstanden ist, dann bewilligen wir die Kosten der Heeresreform, sonst nicht.“

„Aber das geht doch nicht an,“ sagte der König, „alle meine Offiziere sagen mir, daß sie in zwei Jahren den Soldaten jetzt noch nicht genug beibringen können; das mag später einmal angehn, vielleicht nach dreißig Jahren, wenn die Rekruten klüger sind, als jetzt; jetzt aber geht es auf

keinen Fall. Wenn ich mir bei einem Schuster ein paar Stiefeln machen lasse und er sagt mir: ‚Drei Stunden brauche ich mindestens dazu, wenn sie etwas taugen sollen,‘ dann kann ich ihm doch nicht sagen: ‚Nein, du sollst sie in zwei Stunden machen.‘ Und wenn mir nun meine Offiziere sämtlich sagen: ‚Drei Jahre brauchen wir wenigstens dazu, um aus den Rekruten, wie sie jetzt sind, Soldaten zu machen, die nie wieder vergessen, was sie gelernt haben,‘ dann kann ich ihnen doch auch nicht sagen: ‚Ihr sollt sie aber doch in zwei Jahren ausbilden!‘ Das geht doch nicht an!“

„Es soll aber gehn,“ sagten die Abgeordneten, „denn wir wollen es so, und was wir wollen, muß geschehn.“

„Ja, wenn es möglich wäre,“ sagte der König.

„Wir wollen aber, daß es möglich ist,“ sagten die Abgeordneten. Und damit beschlossen sie, weil die Regierung nicht nachgeben konnte, daß die Kosten der Heeresreform von dem Voranschlag weggestrichen werden sollten. Schon im Jahre 1862 sollte gar kein Geld für die neuen Regimenter ausgegeben werden.

Das war nun der allertollste Beschluß. Denn den Abgeordneten und der Regierung war es schon längere Zeit mit den Voranschlägen so gegangen, wie es manchmal auch den Kindern mit der Arbeit geht: sie verschieben sie von einem Tag zum andern, und schließlich wird sie zu spät fertig. So hätte der Voranschlag für 1862 schon im Dezember 1861 fertig sein müssen; so aber war er dreiviertel Jahr später, im September 1862 noch nicht fertig. Also hatte die Regierung das Geld für die neuen Regimenter für dreiviertel Jahr schon ausgegeben, und nun sollte sie es auf einmal nicht ausgeben dürfen! Hätte man wirklich ausführen wollen, was die Abgeordneten beschlossen, so hätte man aus den Soldaten alles Brot und Fleisch wieder herausziehen müssen, was sie in den dreiviertel Jahren gegessen hatten, das hätte

man verkaufen und das Geld in die Kasse tun müssen! Nun, und das ging doch beim besten Willen nicht an. Solche Beschlüsse faßte das Abgeordnetenhaus, um zu zeigen, daß es besser regieren könnte als der König.

Nun müßt ihr aber nicht denken, daß die Abgeordneten wirklich dumme Leute gewesen wären; sie dachten nur, wenn der König gar nicht mehr wüßte, wie er weiter regieren sollte, dann würde er die parlamentarische Regierung einführen, also nur solche Leute zu Ministern machen, zu denen nicht er, sondern die Abgeordneten Vertrauen hätten, und besonders jeden Minister gleich entlassen, wenn die Abgeordneten sagten, sie hätten kein Vertrauen mehr zu ihm. Deswegen wollten sie es absichtlich so machen, daß der König sich nicht mehr zu helfen wüßte.

Aber der König wußte sich doch zu helfen.

---

## Minister von Bismarck-Schönhausen.

Die höchsten Ratgeber des Landesherrn sind, wie ihr wißt, die Minister. Wenn der König einen Befehl erläßt, zu dem ein Minister geraten hat, so unterschreibt der König den Befehl, aber der Minister unterschreibt ihn auch. Für unterschreiben sagt man auch unterzeichnen; und wenn der Minister neben dem Landesherrn unterschrieben hat, so sagt man, er hat den Befehl gegengezeichnet. Mit dieser Gegenzeichnung übernimmt der Minister die Verantwortung; ist es also etwas Schlechtes, was er geraten und gegengezeichnet hat, so kann nur der Minister bestraft werden. Darum erläßt der Landesherr, seit es eine Verfassung gibt, keinen Befehl mehr ohne Gegenzeichnung eines verantwort-

lichen Ministers. Das hat der König von Preußen selber in der Verfassung so geordnet; da heißt es: „Alle Regierungshandlungen des Königs bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers.“ Damit hat der König aber gleich gesagt: „Ich will nie etwas befehlen, für das nicht wenigstens einer meiner Untertanen die Verantwortung übernehmen will.“

Darauf rechneten die Abgeordneten, als sie Beschlüsse faßten, die kein Mensch ausführen konnte. Sie dachten, es würde sich kein Mensch finden, der dem König aus dieser Verlegenheit helfen würde; erstens würde kein Mensch wissen, wie man gegessenes Brot ungegessen machen könnte, und zweitens, wenn sich ja ein Hexenmeister fände, der das Kunststück fertig brächte, so würde er sich doch fürchten; so würde er es doch nicht wagen den Abgeordneten ungehorsam zu sein. Sie hofften, daß alle Minister Furcht haben würden, es könnte in Preußen so kommen, wie es in Frankreich gekommen war.

Beinahe behielten sie auch Recht, als sie das glaubten. Die meisten Minister hatten wirklich Furcht; sie dachten, weil doch überhaupt die Revolution gesiegt hatte, und weil die Länder, die keine Republiken geworden waren, wenigstens parlamentarische Regierung bekommen hatten, so würde das in Preußen schließlich doch auch so kommen; dann würden wohl immer die Minister entlassen und wohl gar bestraft werden, zu denen das Abgeordnetenhaus kein Vertrauen mehr hätte, und da würde es gerade denen am schlechtesten gehen, die am treuesten zum Könige gehalten hätten.

König Wilhelm war schon fast entschlossen, die Regierung seinem Sohne zu übergeben. Nun hätte zwar König Friedrich auch ganz gewiß keine parlamentarische Regierung gelitten; er war auch ein richtiger Hohenzoller und wußte, daß der König über dem Widerstreit der Interessen stehen

muß und nicht gezwungen werden darf, nur die Interessen gelten zu lassen, für die zufällig gerade die Mehrzahl der Abgeordneten stimmt; aber wenn König Wilhelm zurückgetreten wäre, so hätten die Abgeordneten das doch auch als einen Sieg des Parlaments über die Krone angesehen, und das durfte nicht sein, das konnte kein Hohenzoller dulden.

Und da war es, wo sich König Wilhelm an den Mann wandte, der nachher Fürst Bismarck wurde. Damals hieß er Herr von Bismarck-Schönhausen. Er war eigentlich auch Parlamentarier; in den ersten Parlamenten, die in Preußen gewählt wurden, war er Abgeordneter. Schon damals wurde man dadurch auf ihn aufmerksam, daß er kühn und entschieden gegen die Revolution sprach zu einer Zeit, wo es Sitte war, die Revolution als etwas Gutes anzusehen. Herr von Bismarck war dann nach Frankfurt am Main geschickt worden als preußischer Gesandter am Bundestag. Der Bundestag bestand nämlich aus den Gesandten aller deutschen Länder und beriet, was die Deutschen gemeinsam tun wollten. Aber sie taten damals sehr wenig gemeinsam; über das meiste konnte man sich nicht einigen. Namentlich daß Deutschland eine bessere Armee haben mußte, als es damals hatte, und daß der König von Preußen der natürliche Oberfeldherr für dieses Heer war, das wollten die anderen Länder nicht einsehen. Und Oesterreich glaubte damals auch, daß Preußen und die anderen deutschen Länder gar keinen eigenen Willen haben dürften, sondern nur dazu da wären, den Oesterreichern zu helfen, wenn diese etwa mit den Russen und Italienern oder Franzosen Krieg bekämen. In diese Gesellschaft kam nun Bismarck als sehr ungelegener Gast hinein, denn er zeigte bald, daß Preußen sich nichts mehr gefallen ließe und ganz und gar nicht gesonnen wäre nach Oesterreichs Pfeife zu tanzen. Er sah aber auch, daß es ohne Krieg zwischen Preußen und Oesterreich nicht abgehen würde, weil doch nicht

beide Deutschland führen konnten, sondern nur einer von beiden. Aber damals war noch nicht die Zeit gekommen; erst mußte Preußens Heer organisiert sein. — Später war dann Bismarck als Vertreter des Königs erst in Petersburg und dann in Paris beim Kaiser Napoleon. Dort bekam er nun das Telegramm, daß er Minister werden solle.

Bismarck wußte ja, was auf dem Spiele stand. Er war sofort bereit, verantwortlicher Minister zu werden, als kein anderer das mehr wagte, und er hat gezeigt, wie man mit einem Parlament umgehen muß, das nicht Ratgeber des Landesherrn sein, sondern selber dem Landesherrn Befehle geben will; das nicht mit den Ministern des Königs die Gesetze beraten, sondern den König zwingen will, Minister zu ernennen und zu entlassen je nach den Launen des Abgeordnetenhauses.

Grade als der neue Ministerpräsident in Berlin eintraf, im September 1862, strich das Abgeordnetenhaus aus dem Voranschlag für 1862 die Kosten der Heeresreform. Sonst nahm es den Voranschlag an. Dieser verstümmelte und unbrauchbare Voranschlag ging nun an das Herrenhaus, das ja nichts daran ändern, wohl aber zu dem Voranschlag im Ganzen ja oder nein sagen darf. Das Herrenhaus sagte: „Nein; einen Voranschlag, in dem die für Preußen wichtigsten Kosten gestrichen sind, einen Voranschlag, der gegessenes Brot ungeessen machen will, den billigen wir nicht;“ außerdem sagte es noch, daß es den Voranschlag, wie ihn die Regierung gemacht hatte, also mit den Kosten der Heeresreform, gebilligt haben würde. Nun war aber der Voranschlag abgelehnt; es gab keinen Voranschlag mehr.

Was war da zu tun? Minister von Bismarck sagte: „Das ist ganz einfach; regiert muß werden, stillstehen kann die Maschine nicht. Die Soldaten müssen zu essen haben, die Beamten müssen ihren Gehalt bekommen, die Wege

müssen im Stand gehalten werden mit oder ohne Voranschlag. Da wir keinen Voranschlag haben, so regieren wir ohne Voranschlag."

"Halt", riefen die Abgeordneten, "das ist Verfassungsbruch. In der Verfassung steht, der Voranschlag wird jährlich durch Gesetz festgestellt."

"Das wohl," sagte Bismarck, "aber was geschehen soll, wenn der Voranschlag eben nicht durch Gesetz festgestellt ist, darüber steht nichts in der Verfassung. Ein Gesetz kommt nur zu Stande, wenn sich König und Herrenhaus und Abgeordnetenhaus einigen, und die haben sich eben nicht geeinigt; das Abgeordnetenhaus will so, das Herrenhaus und der König wollen so; was dann geschehen soll, davon sagt die Verfassung nichts."

"Aber das versteht sich doch ganz von selbst," meinten die Abgeordneten, "wenn wir uns nicht einigen können, so müssen eben König und Herrenhaus dem Abgeordnetenhaus gehorchen."

"Das versteht sich gar nicht von selbst," erwiderte der Minister, "warum sollte man nicht ebensogut sagen, das Abgeordnetenhaus muß dem König und dem Herrenhaus gehorchen? Ich selber sage das gar nicht einmal; aber das Recht des Königs und des Herrenhauses ist doch nicht schlechter als das des Abgeordnetenhauses!"

"Ganz gewiß ist es schlechter," sagten die Abgeordneten, "das Herrenhaus ist überhaupt eine veraltete Einrichtung, das sollte ganz abgeschafft werden, und der König muß natürlich tun, was wir wollen; das ist in allen Ländern so, die Revolution gehabt haben."

"So," sagte Bismarck, "also das Herrenhaus wollt ihr abschaffen? Das Herrenhaus steht aber gerade so gut in der Verfassung, wie das Abgeordnetenhaus; wer will denn nun da die Verfassung brechen, ihr oder ich? Und die Meinung,

daß der König von Preußen ein parlamentarischer König werden soll, daß er wie ein Hampelmann sich nur so bewegen soll, wie das Abgeordnetenhaus die Strippe zieht, die geht nur ganz und gar auf. Damit habt ihr in Preußen niemals Glück. In Preußen regiert der König und nicht das Parlament; und wenn das Abgeordnetenhaus das ändern will, so handelt das Abgeordnetenhaus gegen die Verfassung."

"Aber das ist ja gar nicht möglich; das Abgeordnetenhaus ist doch das Volk; also ist alles recht und gut, was das Abgeordnetenhaus will."

"Das ist ein großer Irrtum," sagte Bismarck. "Die Abgeordneten werden gewählt von Menschen, die mitten im Widerstreit der Interessen stehen; da ist es Zufall, daß bald für das eine, bald für das andere Interesse mehr Stimmen abgegeben werden. Der König aber steht über den Interessen; also wird der König besser den wahren Willen des Volkes erfüllen, als die Abgeordneten. Und so ist das gerade jetzt. Die Abgeordneten wollen, daß die Maschine still steht, weil sie ihren Willen nicht bekommen; der König sagt, das Wichtigste ist, daß Preußen weiter lebt. Das erinnert an das Urteil, das Salomo fällte, als zwei Frauen sich um ein Kind stritten. Er sagte, wir wollen das Kind entzweischneiden. Damit war die eine Frau zufrieden, die andere aber sagte: 'Nein, das Wichtigste ist, daß das Kind am Leben bleibt.' Da sagte Salomo: 'Die zweite, das ist die rechte Mutter.' Das Abgeordnetenhaus aber gleicht der unrechten Mutter."

So begann der große Kampf um die Herrschaft in Preußen zwischen Krone und Parlament, zwischen König und Abgeordnetenhaus, der preußische Verfassungskonflikt, der mit dem glänzenden Siege des Königs und Bismarcks nach vier Jahren endigte.

---

## Der preußische Verfassungskonflikt.

Konflikt heißt eigentlich Zusammenschlagen oder Kampf. Verfassungskonflikt ist also ein Kampf um die Verfassung. Der preußische Verfassungskonflikt hat von 1862 bis 1866 gedauert; aber es ist nicht leicht zu erfahren, wie es dabei hergegangen ist. Wenn Kinder einmal eine recht große Dummheit machen und hinterher einsehen, daß es eine recht große Dummheit war, dann sind sie später sehr schweigsam darüber. Wenn man sie fragt, dann wissen sie nicht mehr recht, wie die Geschichte war; schließlich erzählen sie sie wohl, aber niemals ganz so, wie sie war; denn Niemand mag sich gern auslachen lassen; und ungefragt erzählen sie schon gar nichts darüber. Wenn große Leute einmal eine Dummheit machen, was doch auch vorkommt, dann sind sie ebenso schweigsam darüber; und wenn sie was erzählen, dann erzählen sie es gern ein bißchen anders, als es war, damit man sie wenigstens nicht gar so sehr auslacht.

Im Verfassungskonflikt standen nun die meisten gelehrten Leute, die die schönen Bücher und auch die Zeitungen schreiben, gegen den König, gegen die Regierung, gegen Bismarck. Sie sagten, Bismarck hätte die Verfassung gebrochen, d. h. er hätte erst geschworen, er wolle sich immer nach der Verfassung richten, und dann hätte er sich doch nicht danach gerichtet: er hätte also seinen Eid gebrochen; von ihm und den anderen Ministern wurde gesagt: „Dieses Ministerium trägt das Rainszeichen des Eidbruches an seiner Stirn.“ Aber sie sagten nicht nur das, sondern sie prophezeiten auch; sie prophezeiten, daß Bismarck Preußen und Deutschland zu Grunde richten würde. Und wenn man so etwas prophezeit hat, und es ist dann nicht eingetroffen, dann denkt man nicht gern an die Prophezeiung zurück. Darum erzählen die Leute, die Bücher schreiben, überhaupt nicht gern von dem Verfassungskonflikt; wenn sie aber

davon erzählen müssen, dann sagen sie so: Bismarck hätte zwar die Verfassung gebrochen; aber er hätte es nur deshalb getan, um das Deutsche Reich zu gründen; und sobald er das fertig gehabt hätte, da hätte er selber um Verzeihung gebeten. Da hätte man denn ihm auch gern verziehen, und nun wäre ja auch alles gut, und man sollte nicht unnütz noch viel darüber reden.

Es ist aber gar nicht wahr, daß Bismarck die Verfassung gebrochen hat; es ist gar nicht wahr, daß er um Verzeihung gebeten hat. Es ist nur wahr, daß er das Deutsche Reich gegründet hat und daß alle Leute, die sich jetzt über das Deutsche Reich freuen und begeistert dafür sind, damals alles Mögliche getan haben, damit Bismarck nicht das Deutsche Reich gründen konnte. Denn das Deutsche Reich konnte nur gegründet werden, wenn Preußen ein so starkes Heer hatte, daß es sich auch vor fremden Reichen nicht zu fürchten brauchte; denn die fremden Reiche wollten alle kein Deutsches Reich leiden. Preußen mußte also eine Großmacht sein, vor der sich fremde Reiche fürchteten; und das wollten damals die Abgeordneten ganz und gar nicht leiden, sie meinten, Preußen würde von der Eitelkeit gekipelt, weil es Großmacht werden wollte, und sie sagten geradezu, sie wollten Preußen den Großmachtstügel austreiben. Aber das ging nicht so mit dem Austreiben, weil der Minister von Bismarck-Schönhausen sich nicht bange machen ließ und König Wilhelm nicht vom Plaze wich, so lange sein treuer Diener bei ihm aushielt. Und weil es den Herren damals nicht gelungen ist, Preußen den Großmachtstügel auszutreiben, darum haben wir ein Deutsches Reich; sonst hätten wir nie eins bekommen.

Bismarck hat aber auch seinen Verfassungseid nicht gebrochen; ja, er hat ihn viel treuer gehalten, als die Abgeordneten ihn gehalten haben. Die Abgeordneten waren es, die die Verfassung brechen wollten. In der Verfassung steht,

der König ernennt und entläßt die Minister. In der Verfassung steht nichts davon, daß das Abgeordnetenhaus den König zwingen kann, einen Minister zu entlassen; und das Abgeordnetenhaus hat vier Jahre lang sich bemüht, den König zu zwingen, den Minister von Bismarck-Schönhausen zu entlassen. In der Verfassung steht nichts davon, daß das Abgeordnetenhaus allein bestimmen darf, welches Geld und wieviel ausgegeben werden soll und welches nicht; in der Verfassung steht eigens, daß der Voranschlag durch Gesetz festgestellt werden soll, daß Herrenhaus und König auch dabei mitreden sollen, daß also die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses nur dann gelten, wenn König und Herrenhaus dazu Ja gesagt haben. Trotzdem sagten die Abgeordneten: „Es ist verfassungswidrig, wenn die Regierung Ausgaben macht, die von dem Abgeordnetenhause ausdrücklich abgelehnt worden sind.“ Das nannten sie ihr Budgetrecht; und damit wollten sie den König zwingen, alles zu tun, was sie wollten. Denn wenn er einmal nicht folgte, wollten sie einfach ein paar notwendige Ausgaben nicht bewilligen; und dann, meinten sie, müßte der König nachgeben, wie die rechte Mutter im Urteil Salomonis, damit das Land keinen Schaden erlitte.

Genug, die Herren, die gegen den König und gegen Bismarck kämpften im Verfassungskonflikt, die dachten gar nicht an die wirkliche Verfassung, wie sie beschworen war; sondern die dachten sich eine ganz andere Verfassung, die sich manche Leute schon im achtzehnten Jahrhundert ausgedacht hatten, und die man durch die Revolution hatte einführen wollen. Nach dieser erdachten Verfassung, die aber bei uns niemals gegolten hat und niemals gelten wird, ist nicht der König der eigentliche Souverän, sondern das Volk. Mit Volk meint man dabei jeden beliebigen Haufen Menschen, der sich auf einem Platze oder in einem Saale versammelt. Durch solches Versammeln kommt nämlich, so meint man, plötzlich Regierungs-

weisheit über die Menschen; eine Volksversammlung weiß immer besser, was dem Lande gut ist, als der König und seine Minister. So denken sie sich das; in Wirklichkeit ist es aber ganz anders.

Die meisten Menschen sind nämlich etwas launenhaft. Erst sagen sie, sie wollen es so haben, und wenn sie es dann so bekommen, wie sie es haben wollen, dann haben sie sich unterdessen wieder anders besonnen und wollen es nun nicht so, sondern anders haben. Wenn sie also einen Abgeordneten wählen, dann sind sie oft nachher gar nicht damit zufrieden, daß der Abgeordnete nun stimmen kann, wie er will; dann möchten sie ihm vorschreiben, wann er Ja und wann er Nein sagen soll zu dem, was die Regierung will. Und wenn dann der Abgeordnete sagt: „Nein, ihr habt mich nun einmal gewählt, damit ich selber überlegen soll, wann ich Ja und wann ich Nein sage, nicht aber damit ich jeder eurer Launen folgen soll,“ wenn er ihnen das sagt, dann werden sie wütend, schimpfen auf den Abgeordneten und möchten ihn am liebsten absetzen. Aber das geht nicht; denn wer gewählt ist, ist gewählt; er hat nun einmal das Mandat, d. h. den Auftrag, für seine Wähler, aber nach seiner eigenen Überzeugung abzustimmen; und dieses Mandat läuft fünf Jahre lang. Nach fünf Jahren wird ein neuer Reichstag oder ein neues Abgeordnetenhaus gewählt, erst dann sind alle Mandate abgelaufen. So lange aber der Abgeordnete sein Mandat hat, darf er sich durch keine Schimpfereien bange machen lassen. Denn wenn er das tut, dann geht es ihm hinterher erst recht schlecht. Wenn er dann sagt: „Aber ihr habt doch so lange geschimpft, bis ich euch gefolgt habe,“ dann sagen sie ihm: „Das ist gar keine Entschuldigung; wir haben Dich gewählt, damit Du selber überlegen sollst, wie Du zu stimmen hast; wenn Du also jedem Geschimpfe folgst, dann bist Du ein schlechter Abgeordneter. Wir schimpfen manchmal, wenn wir uns ärgern;

da darfst Du nun nicht jedes Wort gleich auf die Goldwage legen. Nein, Du bist gewählt, nicht wir, darum mußt Du überlegen, wenn wir schimpfen.“ Und das ist merkwürdig; das geht schon den Kindern so und geht den großen Leuten auch so: wenn sie alle durcheinander geredet und geschimpft haben, und die Sache ist dann schlecht abgelaufen, dann will keiner den Rat gegeben haben, der schließlich befolgt worden ist und zum Schlimmen geführt hat. Dann will jeder etwas viel Besseres geraten haben; genug, jeder sagt, er ist nicht schuld, sondern die anderen. Von den anderen sagt aber wieder jeder, er ist nicht schuld, sondern die andern, so daß schließlich niemand übrig bleibt, der schuld ist.

So geht das immer, wenn man nicht weiß, wer die Verantwortung hat. Und Völker, die sich ihren Landesherrn selber wählen, machen das mit ihrem Landesherrn ebenso. So ist es in Frankreich Napoleon III. gegangen. Auf den wurde erst so lange geschimpft, bis er bange wurde, daß man ihn wegzagen würde, wenn er nicht mit den Deutschen Krieg anfinge; und als er nun aus Angst vor seinem Volke den Krieg angefangen hatte und besiegt worden war, da schrieen sie wieder alle, er wäre ganz allein schuld an dem Kriege; und er allein hätte ihn angefangen. Und als dann einige Leute ganz schüchtern darauf aufmerksam machten, daß doch wohl noch andere Leute zum Kriege geraten hätten, da war alles furchtbar entrüstet; das wäre nicht wahr, Napoleon wäre ganz allein schuld. Und die für ihn sprechen wollten, mußten schweigen, wenn sie nicht geprügelt sein wollten.

Die Menschen sind nun einmal so, daß niemand gern selber schuld sein will, wenn etwas Schlimmes passiert ist; daß jeder gern den andern beschuldigt. Eben darum muß in der Politik, also bei allem, was dem ganzen Lande nützen soll, immer vorher festgestellt werden, wer für eine bestimmte Handlung die Verantwortung übernehmen soll; und der muß

sich dann von niemandem hereintreden lassen, sondern unbekümmert um alles Geschimpfe das tun, was er für richtig hält. Dabei kann ihn nur der Landesherr schützen, der über all dem Geschimpfe steht; wenn aber der Landesherr sich selber vor den Volksversammlungen und den Zeitungen fürchten muß, dann gibt es überhaupt keine Vernunft mehr in der Politik; dann regieren immer die, die am besten schimpfen können, weil vor denen alle anderen die meiste Angst haben. Das nennt man Volkssouveränität (Volksobrigkeit). Eigentlich ist das ein ganz unsinniges Wort, aber gerade deswegen paßt es ganz gut für eine unsinnige Sache. Das Volk kann ebensowenig souverän sein, wie die rechte Hand die linke Hand sein kann oder wie sämtliche Wähler zugleich Abgeordnete sein können. Kleine Kinder streiten sich manchmal, wer von ihnen der größte ist; wenn sie sich nun nicht zanken wollen, dann sagen sie wohl: „Wir sind alle zusammen der größte.“ Genau so wie diese Kinder macht es ein Volk, das da sagt: „Wir wollen alle zusammen souverän sein.“ — Nein, nicht das ganze Volk kann sein eigener Oberster sein, sondern das muß einer sein; und der muß nicht gewählt werden, sondern er muß sein Amt von seinem Vater geerbt haben und an seinen Sohn weiter vererben, damit er über dem Widerstreit der Interessen steht. Aber dieser Landesherr muß auch wirklich nach seinem eigenen Willen regieren; so ist es vernünftig, und so steht es auch in der preußischen Verfassung: „Der König ernennt und entläßt die Minister.“ Diese Verfassung wollten die Abgeordneten brechen; sie wollten, wie Fürst Bismarck einmal sagte, „dem Hause Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Rechte abfordern, um sie dem Abgeordneten Hause zu Füßen zu legen.“ Das ist ihnen aber vollständig mißglückt; schon nach vier Jahren gaben sie klein bei. Biernmal hatten sie gesagt: Die Heeresreform ist unnötig; im fünften Jahre sagten sie selber: „Sie war doch nötig.“ Da waren sie vernünftig geworden.

---

Während der ganzen Konfliktzeit dachte Herr von Bismarck-Schönhausen immer an die Gründung des Deutschen Reiches. Das war eine sehr schwierige Sache, einmal weil Österreich nicht dabei bleiben durfte, da es mehr nichtdeutsche als deutsche Österreicher gibt, und dann weil die Deutschen ein recht unverträgliches Volk sind. Noch heutzutage gibt es Menschen, die garnichts vom Deutschen Reiche wissen wollen, die lieber ein unabhängiges Königreich Bayern oder Hannover haben möchten. Darum dachten auch die meisten Landesherrn, ihre Untertanen würden ihnen böse sein und weniger Achtung vor ihnen haben, wenn sie in einigen Dingen, statt selber zu befehlen, den Kaiser befehlen ließen, besonders im Heerwesen. Wenn es mit dem Deutschen Reiche etwas werden sollte, so mußte der König von Preußen das ganze Heer kommandieren, und das wollten die Landesherrn nicht gern zugestehn. Im deutschen Bunde, den es damals gab, ging es viel gemüthlicher her; da hielt jeder Landesherr seine eigenen Soldaten, und wenn es Krieg geben sollte, dann schickte jeder eine bestimmte Anzahl Soldaten mit, die man sein Kontingent nannte; und dann wollte man einen Oberbefehlshaber wählen. Und wenn man damit glücklich zustande gekommen wäre und sich darüber geeinigt hätte, wo die Kontingente zusammenkommen sollten, dann hätte wahrscheinlich der Feind unterdessen ganz Deutschland besetzt gehabt, sodaß man mit der Verteidigung weiter keine Mühe gehabt hätte.

Und dann war noch etwas sehr Sonderbares im Deutschen Bunde. Der Kaiser von Österreich war nicht der einzige, der Landesherr über deutsche und über nichtdeutsche Völker war. Der Großherzog von Luxemburg war zugleich König der Niederlande und der Herzog von Schleswig-Holstein zugleich König von Dänemark. Jeder dieser Landesherrn hatte also ein kleines Stück deutsches Land und ein größeres Stück nichtdeutsches Land unter sich; natürlich lag ihm da mehr an seinen nichtdeutschen

als an seinen deutschen Interessen. Also mußten Deutsch-Österreich, Luxemburg und Schleswig-Holstein entweder ganz hinaus aus Deutschland, oder sie mußten ganz hereinkommen, d. h. ganz deutsche Landesherren haben.

---

## Die Eroberung von Schleswig-Holstein.

Von Schleswig-Holstein hat eigentlich die Gründung des Deutschen Reiches angefangen. Denn die Schleswig-Holsteiner wollten gar nicht gern mit den Dänen denselben Landesherren haben. Eigentlich war es ja eine schleswig-holsteinische Familie, die in Dänemark regierte; aber der Landesherr hat, wie ihr wißt, immer nur für sein ganzes Land Interesse; und da die meisten seiner Untertanen Dänen waren, so tat er lieber, was den Dänen gefiel. Ja, er wollte sogar, daß die Kinder im nördlichen Schleswig-Holstein in der Schule nicht deutsch, sondern dänisch lernen sollten. Deshalb wollten die Schleswig-Holsteiner lieber ihren eigenen Landesherren haben. Als nun 1863 König Friedrich VII. von Dänemark starb, ohne einen Sohn oder einen Bruder zu hinterlassen, da nahmen die Dänen den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg zum König, der ein Vetter des verstorbenen Königs war und schon lange als dänischer Offizier in Kopenhagen gelebt hatte. Gerade deswegen aber wollten ihn die Schleswig-Holsteiner nicht; sie wollten den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, den Vater der jetzigen deutschen Kaiserin. Wer von den beiden eigentlich erberechtigt war, das war sehr schwer auszumachen. Nun hatten sich aber im Jahre 1852 die europäischen Großmächte (das waren Frankreich, England, Rußland, Österreich und Preußen) darüber geeinigt, daß Prinz

Christian in Dänemark und in Schleswig-Holstein regieren sollte, daß er aber die Schleswig-Holsteiner nicht zu Dänen machen dürfte. Das, was sie damals ausgemacht hatten, das hatten sie niedergeschrieben in einem Protokoll, das von jeder Großmacht ein Vertreter unterzeichnen mußte. Und da die Vertreter in London verhandelt und unterzeichnet hatten, so nannte man das Protokoll das Londoner Protokoll, und Prinz Christian wurde vom Volke der Protokollprinz genannt. Er sollte ja nur dann in Schleswig-Holstein regieren dürfen, wenn er die Schleswig-Holsteiner nicht zu Dänen machte. Nun hatte König Friedrich VII. kurz vor seinem Tode ein Gesetz gegeben, darin sagte er: „Die Holsteiner können Deutsche bleiben, aber die Schleswiger sollen Dänen werden; Dänemark soll bis zur Eider reichen.“ Das war nun gegen das Londoner Protokoll; also das durften sich die Großmächte nicht gefallen lassen; sie konnten sich doch nicht von dem kleinen Dänemark auf der Nase herumspielen lassen.

Nun sagte man in ganz Deutschland: „Jetzt ist die Zeit da, daß Schleswig-Holstein ganz von Dänemark befreit werden muß; wir wollen Herzog Friedrich zum Landesherrn von Schleswig-Holstein machen, und der soll dann in den deutschen Bund als Bundesfürst eintreten. Preußen und Österreich sollen sich nicht mehr um das Londoner Protokoll kümmern; das haben die Dänen ja doch gebrochen; jetzt wollen wir es machen, wie wir wollen.“

Da sagte aber der preußische Minister von Bismarck: „Das wäre nicht klug von uns, wenn wir vom Londoner Protokoll zurücktreten wollten. Denn wenn wir Schleswig-Holstein für uns nehmen wollen, dann kommen die Engländer und Franzosen und Russen und sagen: ‚Halt, das gilt nicht, das leiden wir nicht; Schleswig-Holstein soll nicht von Deutschland erobert werden, damit sind wir nicht einverstanden.‘ — So werden uns die anderen Großmächte zurufen. Deshalb

müssen wir im Gegenteil sagen: „Die Dänen sollen gezwungen werden, das Londoner Protokoll zu halten und das unerlaubte Gesetz wieder abzuschaffen; und wenn sie auf gute Worte nicht hören, so wollen wir, die Österreicher und die Preußen, Soldaten hinschicken und sie zwingen, den Befehlen der Großmächte zu gehorchen.“ Dagegen können die Großmächte nichts sagen, wenn doch nur ihr eigener Wille geschieht.“

Damit war König Wilhelm sehr zufrieden, weil es so doch auch recht zuring und Preußen doch auch das halten mußte, was es 1852 unterschrieben hatte. Aber das Abgeordnetenhaus wollte wieder besser regieren können, schalt auf den Minister und prophezeite: „Diese Politik kann keinen andern Erfolg haben, als Schleswig-Holstein an Dänemark auszuliefern.“ Deshalb wurde auch das Geld für den Krieg nicht bewilligt. Nun, ihr wißt jetzt alle, ob die Abgeordneten gute Propheten gewesen sind; ob Schleswig-Holstein jetzt dänisch ist oder deutsch.

Damals aber glaubten alle klugen Leute in Deutschland, das Abgeordnetenhaus hätte Recht und Bismarck hätte Unrecht; und alle baten den König Wilhelm, doch diesen schlimmen Minister zu entlassen, der nicht nur Preußen sondern ganz Deutschland zu Grunde richten würde. Aber König Wilhelm wußte besser, was sein Minister und dessen Rat wert war; er ließ sich nicht hineinreden in das, was er für richtig erkannt hatte.

So forderten nun Österreich und Preußen gemeinsam den neuen König Christian IX. von Dänemark auf, das Eiderdänengesetz zurückzunehmen; und weil er das nicht wollte, so rückten österreichische und preußische Truppen in Schleswig-Holstein ein. Die Österreicher siegten bei Overselt und Oversee; die Preußen erstürmten die Schanzen von Düppel, gingen in Booten auf die Insel Alsen hinüber und besetzten auch ganz Jütland. Da baten die Dänen um Frieden; und nun mußten

sie Schleswig-Holstein, das die Österreicher und die Preußen erobert hatten, ganz und gar herausgeben und es an Preußen und Österreich abtreten.

Also befreit war jetzt Schleswig-Holstein; statt der Dänen standen preußische und österreichische Truppen dort. Aber nun war die Frage: was soll damit werden? Ganz Deutschland sagte: „Nun, ganz einfach, ein neuer kleiner Staat mit seinem eigenen Herzog.“ König Wilhelm und sein Minister aber sagten: „Nein, so ganz einfach ist das nicht. Wir haben genug kleine Staaten, und die große Schwierigkeit ist, daß sie gegen das Ausland in Krieg und Frieden zusammenhalten. Schleswig-Holstein aber liegt an der Küste der Nordsee und der Ostsee, ist also für die deutsche Flotte von der größten Wichtigkeit. Wenn da aber ein Herzog eingesetzt werden soll, so muß er seine Soldaten unter den König von Preußen stellen; und der Hafen von Kiel muß überhaupt preußisch werden.“ — Wenn nun Herzog Friedrich gewußt hätte, daß schon nach zwei Jahren alle anderen Fürsten Norddeutschlands auch ihre Soldaten unter den Befehl des Königs von Preußen stellen würden, so wäre er gewiß damit einverstanden gewesen. So aber mußte er denken, er sollte etwas Schlechteres werden, als die anderen deutschen Fürsten; und das wollte er nicht. Deshalb ließ ihn nun Preußen nicht Herzog werden; und Österreich hatte versprochen, daß es über Schleswig-Holstein nichts ohne Preußens Zustimmung beschließen würde. So waren einstweilen der Kaiser von Österreich und der König von Preußen zusammen Landesherren von Schleswig-Holstein, und Preußen richtete den Hafen von Kiel für seine Kriegsflotte ein. Im Übrigen wurde Schleswig von Preußen und Holstein von Österreich besetzt.

Unterdessen war in Preußen der Verfassungskonflikt ruhig weiter gegangen. Jedes Jahr hatte die Regierung den Voranschlag wieder vorgelegt; jedes Jahr hatte das Abgeordnetenhaus die Kosten für die Heeresreform wieder abgelehnt. Jedes

Jahr sagte die Regierung daher: „Es ist wieder kein Budgetgesetz zu Stande gekommen, also muß ohne Budgetgesetz regiert werden.“ Und jedes Jahr schrieen die Abgeordneten wieder: „Das ist Verfassungsbruch; die Regierung hat uns zu gehorchen; wenn wir eine Ausgabe nicht bewilligen, dann darf die Regierung das Geld nicht ausgeben.“ Und jedes Jahr antwortete die Regierung darauf: „Davon steht nichts in der Verfassung; die Verfassung sagt überhaupt nicht, was geschehen soll, wenn kein Budgetgesetz zu stande kommt, und ganz gewiß sagt sie nicht, daß dann König und Herrenhaus wie Sklaven dem Abgeordnetenhaus gehorchen müßten.“ Dann sagten die Abgeordneten wieder, das verstehe sich doch ganz von selbst, denn das Volk wäre doch souverän seit der Revolution. Darauf sagte dann die Regierung: „Nein, in Preußen ist nur der König souverän.“ Dann wurde das Abgeordnetenhaus aufgelöst und ein neues Abgeordnetenhaus gewählt; aber es wurden dabei immer dieselben Leute gewählt; denn man wollte absolut Preußen den Großmachtfigel austreiben und die parlamentarische Regierung durchsetzen.

---

## Der deutsche Krieg von 1866.

Auch die Siege Preußens in Schleswig-Holstein und die Eroberung von Schleswig-Holstein waren den Abgeordneten ganz gleichgiltig; oder die ärgerten sich gar darüber. Sie sagten: „Bismarcks Politik hat uns in Schleswig-Holstein einen Mitbesitzer gegeben!“ Es war doch aber besser für Preußen, Schleswig-Holstein mit einem Mitbesitzer zu haben, als es überhaupt gar nicht zu haben. Ja, als das Herzogtum Lauenburg, das von Dänemark auch mit abgetreten war und das Österreich

weiter nicht haben wollte, ganz an Preußen abgegeben wurde, da erklärten die Abgeordneten die Vereinigung Lauenburgs mit der Krone von Preußen für rechtsungültig, bis das Abgeordnetenhaus seine Zustimmung gegeben hätte.

Die Entscheidung in dem Verfassungskonflikt kam erst durch den großen deutschen Krieg von 1866. Dieser Krieg war ja sicherlich ein großes Unglück. Preußen schossen auf Sachsen, Sachsen auf Preußen, Bayern schossen auf Preußen und Thüringer, genug, überall schossen die Deutschen sich gegenseitig tot. Ein Krieg ist immer ein Unglück; und er ist um so schlimmer, je näher die Menschen, die aufeinander schießen, mit einander verwandt sind. Deshalb ist ja auch die Revolution der allerschlimmste Krieg. Aber das ist so wie mit den Körperschmerzen. Wenn man in den Leib hineinschneidet, dann tut das immer weh; wenn der Doktor hineinschneidet, tut es auch weh; und wenn der Doktor hineinschneiden muß, um ein bösesartiges Geschwür zu zerstören, an dem der Mensch sonst sterben müßte, so tut es darum nicht weniger weh. Aber geschnitten werden muß doch; das kann nichts helfen. So mußten Preußen und Österreich miteinander kämpfen, weil keines von beiden Ländern dulden konnte, daß das andere die Führung des deutschen Heeres übernahm; und die anderen deutschen Länder, die mit beiden gleich befreundet waren, mußten sich entscheiden, ob sie auf die Österreicher oder auf die Preußen schießen wollten.

Der letzte Streit zwischen Preußen und Österreich kam über Schleswig-Holstein, das ja beiden zusammen gehörte. Österreich konnte ja nichts damit anfangen, weil es zu weit davon entfernt war; aber es wollte dann, wenn Preußen Schleswig-Holstein bekam, wenigstens ein Stück von der preußischen Provinz Schlesien haben. Denn die Österreicher sagten sich: „Es sind in Schleswig-Holstein doch auch viele von unseren tapferen Soldaten gefallen, und die wollten doch

ihr Blut nicht für Preußen vergießen, sondern für Österreich.“ Aber die Schlesier sagten sich wieder: „Warum sollen wir denn auf einmal Österreicher werden? Wir sind nun über hundert Jahre Preußen gewesen, unsere Großväter und Urgroßväter waren schon Preußen; wir sind treue Untertanen des Königs von Preußen; der kann uns doch nicht verstoßen wollen?“

Nein, das konnte der König von Preußen auch wirklich nicht. Da wollte nun Österreich doch lieber einen neuen Landesfürsten in Schleswig-Holstein sehen, als das Land ohne Weiteres Preußen überlassen. Darum dachte es nicht mehr daran, daß es versprochen hatte, über Schleswig-Holstein nichts ohne Preußens Zustimmung zu beschließen, und erklärte, feinetwegen könne nun der deutsche Bund beschließen, was mit Schleswig-Holstein werden sollte; und Österreich würde mit allem zufrieden sein, was der Bund beschlösse.

Sofort erklärte Preußen, daß Österreich damit den Vertrag gebrochen hätte, den Preußen mit Österreich geschlossen hatte, und ließ Truppen in Holstein einrücken, damit nicht dort ein neuer Landesherr mit Österreichs Hilfe eingesetzt würde. Darauf sagte Österreich, Preußen hätte gegen den deutschen Bund gehandelt, denn kein Mitglied des deutschen Bundes dürfte gegen ein anderes Bundesmitglied Soldaten marschieren lassen. Darum schlug Österreich vor, daß jetzt alle anderen Bundesmitglieder ihre Soldaten gegen Preußen aufstellen sollten. — Dagegen sagte aber Preußen, das wäre gar nicht wahr, daß Preußen gegen Österreich Truppen hätte marschieren lassen; Preußen hätte seine Truppen ja nur nach Holstein geschickt, das den Preußen ebenso gut gehörte, wie den Österreichern; und es wäre ja auch den Preußen gar nicht eingefallen, auf die Österreicher zu schießen. Aber als nun der Bundestag wirklich beschloß, daß alle Soldaten des Bundes kriegsbereit gemacht werden sollten, nur die preussischen nicht, da sagte am 14. Juni 1866 der preussische Gesandte: „Das

ist kein Bund mehr, wenn alle Länder ihre Soldaten gegen ein Land aufstellen wollen. Der deutsche Bund ist zerrissen; wer mit Preußen einen neuen Bund machen will, der soll es sagen. Aber in den neuen Bund wird Österreich nicht aufgenommen, und die Länder, die aufgenommen werden, müssen ihre Soldaten unter preußischen Befehl stellen.“ Das wollten nun Bayern, Sachsen und Hannover nicht, und die Österreicher litten es natürlich erst recht nicht und so war denn Krieg. —

Aber nun zeigte sich, was die Heeresreform genützt hatte. Alle Welt hatte gedacht, Preußen würde ganz und gar besiegt werden; und der Kaiser von Frankreich hatte sich schon gefreut, daß er dann Preußen helfen würde, damit man es nicht ganz zerstückelte; und er rechnete darauf, dann als Lohn für seine Hilfe das linke Rheinufer zu bekommen. Aber es kam ganz anders. Die preußischen Truppen, von ihrem Könige selber geführt, warfen die österreichische Macht in kurzer Zeit vollständig nieder, und die anderen deutschen Staaten kamen gar nicht dazu, sich ernstlich zu wehren; so rasch waren die Preußen da. Schon am 3. Juli 1866 wurde der österreichische General Benedek in der großen Schlacht bei Königgrätz, in der eine halbe Million Soldaten gegen einander kämpfte, vollständig besiegt. König Wilhelm kommandierte selber die Preußen, und der Minister von Bismarck, den er schon ein Jahr vorher wegen seiner Verdienste um Schleswig-Holstein zum Grafen gemacht hatte, war hier wie immer bei seinem Könige. Und das erste, was Bismarck sagte, als die Schlacht entschieden war und alle Preußen noch wütend auf die Österreicher loshieben, war: „Jetzt ist die deutsche Frage entschieden; aus Deutschland ist Österreich nun hinaus; jetzt gilt es, wieder mit Österreich gut Freund zu werden.“ Und das ist ihm schließlich, wenn auch erst dreizehn Jahre später, wirklich gelungen; seit 1879 sind Österreich und Deutschland fest mit-

einander verbündet, und sie sind besser Freund miteinander, als sie jemals waren, solange Österreich noch selber zu Deutschland gehören wollte.

So wurde denn zwischen Österreich und Preußen Frieden gemacht. Viele Ratgeber drängten den König, er solle den Österreichern doch etwas Land wegnehmen; aber Bismarck, der an die spätere Versöhnung dachte, riet das Gegenteil, und der König gab Bismarck Recht. Aber Schleswig-Holstein fiel nun natürlich ganz an Preußen; und ebenso bekam jetzt Preußen den Oberbefehl über die deutschen Soldaten, wenigstens in Norddeutschland. Denn daß Bayern, Württemberg und Baden gleich mit dazu kamen, das litt Frankreich nicht; Frankreich dachte, Deutschland würde dann zu mächtig werden. Aber Bismarck klärte die Bayern auf, daß Frankreich ihnen die ganze schöne Pfalz wegnehmen wollte, und so kam denn zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten wenigstens ein Bündnis für den Kriegsfall zustande. Von den norddeutschen Staaten behielt Preußen Hannover, Kurhessen und Nassau, deren Regierungen sich am feindlichsten zu Preußen gestellt hatten, ganz und gar; die anderen Staaten aber traten zusammen zu einem Norddeutschen Bund. König Wilhelm wurde Bundespräsident.

Nun war es jedem Menschen klar, wer Recht gehabt hatte, der König und sein Minister Bismarck oder das Abgeordnetenhaus. Sogar den Abgeordneten ging ein Licht auf, namentlich da die Wähler denn doch in diesem Jahre erheblich mehr Freunde der Regierung wählten. Aber auch die Feinde der Regierung sahen ein, daß jedes Kind sie auslachen würde, wenn sie nun noch sagen wollten: „Die Heeresreform war nicht nötig.“

Aber nun rieten wieder viele Leute dem Könige, er solle doch das ganze Abgeordnetenhaus wegjagen, da es sich so dumm und so unpreußisch gezeigt hätte. Dagegen sprach

aber Bismarck sehr entschieden. „Das geht auf keinen Fall,“ sagte er, „dann würden wir ja tun, was man uns so lange vorgeworfen hat, dann würden wir ja wirklich die Verfassung brechen. Nein, wir dürfen uns von unserem Siege ebenso wenig blenden lassen, wie wir uns vor all den Prophezeiungen des Abgeordnetenhauses gefürchtet haben. Wir haben vier Jahre lang für den Staatshaushalt nicht die Zustimmung des Abgeordnetenhauses gehabt. Das kann nur dadurch in Ordnung kommen, daß wir das Abgeordnetenhaus auffordern jetzt nachträglich seine Zustimmung zu geben.“ „Was,“ sagten viele treue Anhänger des Königs, „jetzt, wo wir gesiegt haben, sollen wir die Abgeordneten geradezu um Verzeihung bitten? Denn das tun wir doch, wenn wir sagen, ohne eure Genehmigung waren unsere Ausgaben ungesetzlich?“ „Nein,“ sagte Bismarck, „um Verzeihung bitten wir damit ganz und gar nicht. Wir sagen nichts anderes, als was wir die ganze Konfliktzeit hindurch gesagt haben; denn daß die Zustimmung der Abgeordneten zu jedem Gesetz nötig ist, haben wir nie geleugnet. Nicht wir ändern dabei unsere Meinung. Die Abgeordneten haben viermal gesagt: ‚Die Heeresreform ist nicht nötig.‘ Nun sollen sie diese vier Aussprüche selber ändern und für alle vier Jahre sagen: ‚Wir haben uns geirrt, sie war doch nötig.‘ Einen Sieg der Abgeordneten kann man das doch nicht nennen.“

Der König entschied denn auch nach sorgfältiger Überlegung, daß Bismarck Recht hätte. Und so hat denn der Mann, den man immer beschuldigt, die Verfassung gebrochen zu haben, mehr als jeder andere getan, die Verfassung zu schützen, als sie wirklich in Gefahr war.

---

## Der Sieg der Krone im Verfassungskonflikt.

Viele Leute streiten darüber, wer mehr Verdienst an der Gründung des deutschen Reiches hat, König Wilhelm oder Fürst Bismarck. Das ist ein ganz törichter Streit. Soviel ist gewiß, daß sie alle beide dazu nötig waren. König Wilhelm hätte die Krone niedergelegt, wenn er nicht Bismarck als Ratgeber gefunden hätte; und Bismarck hätte niemals auch nur den hundertsten Teil von dem leisten können, was er geleistet hat, wenn ihn nicht König Wilhelm gegen alle Ratschläge anderer Leute als Minister behalten hätte. Jeder wankelmütige König hätte Bismarck längst entlassen, ehe Bismarck etwas ausrichten konnte; denn alle Leute sagten doch dem Könige tagtäglich: „Dieser Mensch richtet Preußen und Deutschland zu Grunde.“ Der König aber mußte besser, was Bismarck wollte; er mußte, daß Bismarck dasselbe wollte wie er; daß er Preußen stark machen wollte, damit ganz Deutschland an Preußen eine Stütze und Hilfe hätte. So folgte er, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, so doch in allen wichtigen Sachen den Ratschlägen Bismarcks. In der Frage des Verfassungskonfliktes ging es ebenso.

Solange hatten nun die Abgeordneten immer behauptet, sie kämpften für das Recht, und der König und Bismarck kämpften für das Unrecht. Ja, man behauptete, Bismarck hätte gesagt: „Macht geht vor Recht.“ Denn man glaubte einfach, Recht wäre alles, was die Abgeordneten wollten; wenn also der König, der doch nun einmal die Macht hat, ihnen nicht gehorchen wollte, so stellte er eben die Macht über das Recht. Davon wollten sie aber nichts wissen, daß des Königs Recht viel älter und vornehmer ist, als das Recht der Abgeordneten. Denn die Abgeordneten hatten ihr Mandat vom Volke doch damals immer nur auf drei Jahre — jetzt haben sie es auf fünf Jahre — der König aber hat ein Mandat vom Volke,

das geht alle Jahrhunderte hindurch, das erbt immer der Sohn vom Vater. Und für den König haben nicht nur die gestimmt, die jetzt leben, sondern auch ihre Väter, Großväter und Urgroßväter und deren Väter, Großväter und Urgroßväter; und die haben nicht nur so für ihn gestimmt, daß sie in ein Zimmer zum Wählen gingen und da sagten: „Na ja, für den stimmen wir,“ sondern sie haben so für ihn gestimmt, daß sie für ihn ihr Leben hingaben auf dem Schlachtfelde. So hat der König sein Recht erworben; aber das hatten seit 1848 viel Leute vergessen, und das ist Fürst Bismarcks größtes Verdienst, daß er im Verfassungskonflikt die Leute wieder daran erinnert hat.

Freilich sagen nun manche Leute: „Wenn er Recht gehabt hätte, dann hätte er doch nicht brauchen um Verzeihung zu bitten; denn er hat doch um Indemnität gebeten und Indemnität heißt doch Verzeihung.“ — Das Wort will ich euch nun gleich erklären. Es gibt z. B. Vereine, die eine Kasse haben; da darf denn nichts herausgenommen werden, wenn es nicht der ganze Verein beschließt. Wenn da nun plötzlich ein Vereinsmitglied stirbt und begraben wird, ehe der Verein wieder einmal zusammenkommt, dann könnte der Verein ja dem Mitglied keinen Kranz für den Sarg schicken, weil kein Geld dafür aus der Kasse genommen werden darf. Aber dann nehmen die Leute, die die Kasse haben, doch Geld daraus und kaufen den Kranz. Und wenn dann der Verein wieder zusammenkommt, dann bitten sie um Indemnität. Damit wollen sie auch nicht sagen: „Wir haben Unrecht getan, verzeiht uns doch, wir wollen es auch nicht wieder tun,“ sondern sie meinen doch nur: „Wir konnten eure Zustimmung nicht zur rechten Zeit bekommen, darum gebt sie jetzt nachträglich, damit alles in Ordnung kommt. Aber wenn es wieder einmal so kommt, dann machen wir es natürlich wieder ebenso.“

Genau so baten König Wilhelm und Bismarck um Indemnität. Und das merkt euch besonders und sagt es den Leuten, die immer noch meinen, der König und Bismarck hätten doch ihr Unrecht eingestanden: König Wilhelm hat ausdrücklich selber in eigener Person den Abgeordneten gesagt: „Die Regierung hat im Verfassungskonflikt nur ihre Pflicht getan: und wenn es wieder einmal so kommt, daß kein Budgetgesetz zustande kommt, dann wird die Regierung wieder genau ebenso handeln.“ Das ist doch keine Bitte um Verzeihung.

Aber die Leute, die da wirklich meinten, Bismarck hätte die Verfassung gebrochen, die durften ihm dann auch nicht verzeihen. Das geht wohl bei kleinen Kindern; denen kann man verzeihen, wenn sie unartig gewesen sind; aber große Verbrechen, Diebstahl, Raub, Mord, Verfassungsbruch, die kann man doch nicht ganz ungestraft lassen. Das wäre eine schöne Gerechtigkeit, wenn man jeden Verbrecher nicht nur laufen ließe, sondern hoch verehrte, wenn aus dem Verbrechen zufällig etwas Gutes entstanden wäre!

Denkt euch folgende Geschichte. Ein großes Haus brennt nieder. Da sagt der Besitzer, nachdem das Feuer gelöscht ist: „Gott sei Lob und Dank, daß das Pulver nicht explodiert ist; es liegen viele Tonnen im Keller; und wenn die explodiert wären, dann wären alle Nachbarhäuser vernichtet worden.“ Da tritt ein Mann vor und sagt: „Holla, das ist mein Verdienst! Ich habe vorgestern Nacht das ganze Pulver gestohlen! Nun bitte ich mir meine Belohnung aus.“ Dann würde man ihm doch auch sagen: „Deine Belohnung wirst du im Zuchthaus bekommen, denn du bist und bleibst ein Einbrecher und ein Dieb, wenn du auch hier einmal etwas Nützliches angestiftet hast.“

So hätten die Abgeordneten auch zu Bismarck sagen müssen: „Du hast die Verfassung gebrochen, du trägst immer noch das Rainszeichen des Eidbruchs an der Stirn! Das

Recht ist mehr wert, als das Glück; du hast Glück gehabt, aber nicht Recht, sondern Unrecht; und wer Unrecht tut, muß bestraft werden, einerlei, ob er Glück hat oder nicht.“

So dachten die Leute wirklich, die da ehrlich meinten, daß Bismarck Unrecht gehabt hätte. Aber die meisten Leute wußten wohl, daß er nicht Unrecht gehabt hatte; daß sie nicht für die Rechte des Volkes gekämpft hatten, wie sie immer sagten, sondern daß er wirklich nur das Abgeordnetenhaus gehindert hatte, „der Krone Preußen ihre verfassungsmäßigen Rechte abzufordern, um sie dem Abgeordnetenhaus zu Füßen zu legen.“ Sie sahen ein, daß nun, wo das ganze Volk gesehn hatte, wie blind die Abgeordneten gewesen waren, wie falsch sie prophezeit hatten, wie sie grade das alles nicht gewollt hatten, was für Preußen und Deutschland gut gewesen — war daß nun das Volk ganz gewiß keine Republik und keine parlamentarische Regierung leiden würde. Da wollten sie es denn lieber doch nicht mit Bismarck und dem Könige verderben, und da sagten sie denn auf einmal: „Die Indemnität bewilligen wir gern, denn jetzt haben wir Vertrauen zu Bismarck.“

Wenn jetzt also wieder einmal kein Budgetgesetz zustande kommt, dann weiß die Regierung, was sie zu tun hat: dann regiert sie ohne Budget auf eigene Verantwortung; die Zustimmung des Abgeordnetenhauses kann später gegeben werden; dann heißt sie „Indemnität.“

Nun wißt ihr, wie es hergegangen ist im preußischen Verfassungskonflikt. Und wenn euch wieder einmal jemand weiß machen will: „Da hat der Bismarck die Verfassung gebrochen; aber weil die tapferen Soldaten dann gesiegt hatten, da hat man ihm denn noch einmal verzeihn, sonst hätte er eigentlich ins Zuchthaus gemußt;“ dann sagt ihr: „Nein, so war es gar nicht. Sondern die Abgeordneten haben viermal hintereinander gesagt: ‚Preußen braucht kein großes Heer,

denn es richtet doch nichts aus, und wir verstehen das Regieren besser als der König'; und als Preußen dann 1866 mit seinem neuen Heer gesiegt hatte, da fragte sie Bismarck:

„Seht ihr jetzt endlich ein, daß alles anders gekommen ist, als wie ihr es damals prophezeit habt?“

Und da sagten sie:

„Ei freilich, jetzt sehn wirs gleich.“

Und da vertrugen sie sich mit einander.“

So ist es hergegangen im Verfassungskonflikt; und seit der Zeit denkt in Preußen niemand mehr daran, daß jemand anders regieren könnte als der König. Der Kampf des Hauses der Abgeordneten gegen die Krone Preußens endete mit dem vollständigen Siege der Krone.

Seitdem ist auch das Abgeordnetenhaus vernünftig geblieben; es begnügt sich mit den Rechten, die es nach der Verfassung hat, und ist als treuer Ratgeber der Krone bemüht, zusammen mit der Regierung die Gesetze so gut zu machen, wie vernünftige Menschen das irgend verstehn.

---

## Der Krieg von 1870.

Seit der Schlacht bei Königgrätz war Bismarck auf einmal ein berühmter Mann. Die Menschen sind nun einmal so; wenn jemand etwas durchgesetzt hat, dann schreien sie Bravo und oft die am lautesten, die vorher am lautesten geschrien haben, das ginge so nicht zu machen. Jetzt ist das, was ich euch erzählt habe, schon fast vergessen; ja, jetzt gibt es Leute, die sagen, wenn Bismarck das Deutsche Reich nicht gegründet hätte, dann hätte es ein beliebiger Müller oder Schulze getan. Nun, die Müller und die Schulze haben es 1848 und 1849 probiert und sich die redlichste Mühe gegeben.

Und eine ganz schöne Verfassung hatten sie auch dazu; nur leider das Reich, für das die Verfassung sein sollte, das wollte nicht fertig werden. Bismarck aber machte erst das Reich fertig und dann die Verfassung. Und da sagten die Müller und die Schulze zu ihm: „Deine Verfassung ist aber lange nicht so schön, wie unsere von 1849 war.“ Bismarck aber sagte: „Zu meiner Verfassung habe ich aber den Ländern und dem Reiche Maß genommen, und nun paßt sie ihnen auf den Leib wie angegossen. Ihr habt eure Verfassung nach der Schönheit geschneidert und habt gedacht, das Reich müßte da hineinwachsen. Aber es wuchs keins hinein.“

So gab es noch einigen Streit über die Verfassung; aber einen Konflikt gab es nicht mehr, denn schließlich wurde man sich einig. Und die Hauptsache war doch da, was alle Deutschen gewollt hatten: daß ein Reichstag aus ganz Deutschland gewählt wurde, der mit den Regierungen zusammen die Gesetze beriet, und daß alle Soldaten vom König von Preußen geführt wurden.

Was das bedeutete, das sollte sich bald zeigen. Ganz Frankreich war wütend darüber, daß Deutschland auf einmal einig war. Bisher war Frankreich das mächtigste Reich in Europa, also auch auf der ganzen Erde gewesen; um den deutschen Bund hatte sich nie jemand bekümmert; denn ehe der sich entschloß, ob er etwas tun wolle oder nicht, da war längst die Gelegenheit, etwas zu tun, vorüber. Und nun stand da auf einmal, wo früher der wackelige deutsche Bund gestanden hatte, ein ganz neues, festgemauertes Gebäude, das sich zunächst nur „Norddeutscher Bund“ nannte, aber das ganz danach aussah, als ob es sich auch noch ein Stückchen Süddeutschland anbauen wollte, und das gar nicht danach aussah, als ob sich seine Einwohner irgend etwas gefallen lassen würden. Und dann war noch etwas ganz Schlimmes dabei. Bisher hatte alle Welt immer nur von dem berühmten

französischen Heer gesprochen. Napoleon I. war ja der berühmteste Feldherr aller Zeiten gewesen; und unter Napoleon III. hatte das Heer auch große Siege erfochten; bei Sewastopol in der Krim über die Russen; bei Solferino und bei Magenta über die Österreicher. Alle Welt hatte immer diesen großen Schlachten gesprochen; und nun auf einmal sprach alle Welt nur noch von den Siegen der Preußen und besonders von der Schlacht bei Königgrätz, die die Franzosen aber „Schlacht bei Sadowa“ nennen, weil sie Königgrätz nicht gut aussprechen können und weil Sadowa ein Dorf ist, das auch auf dem Schlachtfelde lag. Da schrie denn nun allmählich das ganze französische Heer bei allen Festlichkeiten: „Rache für Sadowa!“ Es war den Franzosen grade so zu Mut, als wenn sie selber die Schlacht verloren hätten, weil sie durch die Schlacht den Ruhm verloren hatten, daß sie das beste Heer in Europa hätten.

Nun war Kaiser Napoleon III. ein sehr kluger und sehr vorsichtiger Mann. Er sagte seinen Franzosen gleich: „Mit den Preußen und überhaupt mit den Deutschen ist nicht gut Kirschen essen; wenn wir mit denen Krieg führen sollen, da müssen wir viel mehr Soldaten haben und sie viel besser ausrüsten.“ Aber die Franzosen hatten auch ein Abgeordnetenhaus oder, wie sie sagen, eine Deputiertenkammer; und die Abgeordneten mußten auch besser, wie es mit dem Heer aussah, und sagten, vor allen Dingen müßte Frankreich sparen, sparen, sparen, ja nicht unnütz Geld für das Heer ausgeben. Man bewilligte freilich eine ganze Menge, aber lange nicht soviel, wie Napoleons Minister, Marschall Niel, gefordert hatte.

Im Jahre 1870 brach nun plötzlich der Krieg aus. Die Spanier, die auch einmal Revolution gemacht hatten, wählten einen Prinzen von Hohenzollern zum König. Sie dachten es recht schlau zu machen, denn der Prinz, den sie wählten, war sowohl mit Napoleon wie mit König Wilhelm verwandt. Aber

es mißriet ihnen doch; denn die Franzosen waren ganz außer sich, als sie hörten, daß ein preußischer Prinz König von Spanien werden sollte. Der Prinz war ein vernünftiger Mann und sagte: „Ehe sich die Franzosen so aufregen, da will ich lieber die Krone ablehnen.“ Alles freute sich, daß die Geschichte so glücklich vorübergehen sollte; aber die Franzosen freuten sich nicht; sie verlangten, König Wilhelm sollte noch einen Brief schreiben, daß so etwas nie wieder vorkommen würde.

König Wilhelm setzte ihnen nun sehr ruhig und vernünftig auseinander, daß das ein ganz unbilliges Verlangen wäre. Ihm wäre es gewiß lieber gewesen, wenn die Franzosen Vernunft angenommen hätten. Er war damals allein in Ems; Bismarck war nicht bei ihm; darum ließ er an Bismarck alles telegraphieren, was er dem französischen Gesandten Benedetti gesagt hatte, und der Herr, der das telegraphierte, mußte auch noch dabei erzählen, wie alles hergegangen war. Bismarck nahm das Telegramm, strich alles weg, was nicht ganz wesentlich war, und ließ nur stehen, daß Benedetti den König aufgefordert hätte, einen Entschuldigungsbrief zu schreiben und daß der König ihm geantwortet hätte, Benedetti solle sich nicht weiter bemühen; der König hätte ihm weiter nichts mehr mitzuteilen. Diese kurze Depesche schickte Bismarck dann an alle anderen Länder Europas. — Viele Leute sagen da nun, er hätte die Emscher Depesche gefälscht. Er hat aber gar nichts daran gefälscht; denn das Wesentliche, das war die Unverschämtheit der Franzosen; und die stand schon drin in der Depesche; er hat nur das Unwesentliche, das Beiwerk, weggestrichen, und dadurch sah man allerdings viel deutlicher, wie groß eigentlich die französische Unverschämtheit gewesen war. Und daß alle Leute das jetzt so deutlich sahen, das war den Franzosen allerdings nicht lieb.

Drum erklärten sie nun den Krieg an Preußen. Aber wenn sie nun gedacht hatten, Preußen würde allein dastehen,





Proklamation des Deutschen Kaiserreichs in der  
Nach dem Gemälde



Spiegelgalerie zu Versailles am 18. Januar 1871.  
von A. v. Werner.



da hatten sie sich doch sehr in den Deutschen verrechnet. Nicht nur der Norddeutsche Bund, alle Süddeutschen erklärten sofort, daß sie als treue Verbündete mit Preußen ins Feld ziehen würden; ganz Deutschland stand gegen Frankreich. Da half den französischen Soldaten alle Tapferkeit nichts; die Deutschen waren ebenso tapfer, und weil die preußische Heeresreform durchgeführt war, hatten sie viel mehr Soldaten als die Franzosen. So wurde denn in kurzer Zeit das französische Heer geschlagen und gefangen genommen; Napoleon selber ergab sich, wie ihr schon oft gehört habt, am 2. September 1870 mit seinem ganzen Heer bei Sedan.

Da traf ihn Bismarck wieder, den er früher gut gekannt hatte; Bismarck war 1862 preußischer Gesandter bei Napoleon gewesen. Napoleon hatte wohl gemerkt, daß Bismarck ein sehr begabter Mann war; aber er glaubte nicht, daß er etwas durchsetzen würde. „Der Mensch ist nicht ernst zu nehmen,“ sagte er von Bismarck. Nun sah er aber, wie ernst Bismarck zu nehmen war.

Die Franzosen richteten sich nun rasch eine Republik ein und meinten, nun müßten die Deutschen wieder nach Hause gehen, denn nur Napoleon hätte mit ihnen Krieg geführt und nicht Frankreich. Aber da kamen sie schön an. „Das könnte euch so gefallen,“ sagten die Deutschen; „ihr macht es wie jener Narr, der gehauen werden sollte, weil er einen anderen mit einem Stock geschlagen hatte. Der sagte: ‚Hier ist der Stock, der hat gehauen; der muß auch die Hiebe haben; ich habe gar nichts getan.‘ — Erst fangt ihr Krieg an, und wenn ihr besiegt werdet, jagt ihr einfach eure Regierung weg, und dann sollen wir nach Hause gehen und euch alles wiedergeben, was wir erobert haben? Und wenn wir zu Hause sind, dann fangt ihr wieder an, und wenn wir dann wieder gesiegt haben, dann schickt ihr eure neue Regierung auch weg und sagt, die wäre schuld gewesen, und dann können wir wieder nach Hause

gehn? Nicht wahr? Und dann soll immer wieder der Krieg am Rheine anfangen? Nein, das wird nichts. In Zukunft fängt der Krieg an den Vogesen an, und von Metz haben wir's näher nach Paris als von Köln und Mainz. Da werdet ihr es euch immer etwas näher überlegen, ehe ihr noch einmal anfangt. Also Elsaß-Lothringen behalten wir mit Straßburg und Metz."

Das wollten nun die Franzosen nicht; und da sie ein sehr tapferes Volk sind, so riefen sie alle Leute zu den Waffen, die die Waffen tragen konnten; und von da ab waren die Deutschen in allen Schlachten in der Minderzahl, während sie vorher immer in der Mehrzahl gewesen waren. Aber da zeigte es sich auch, daß ein Heer, das im Frieden eingeübt ist, besser ist, als eins, das man erst im Kriege zusammentrommelt und einübt. Die Franzosen wurden trotz aller Tapferkeit immer besiegt, und schließlich blieb ihnen doch nichts weiter übrig, als Frieden zu machen. Da mußten sie denn Elsaß-Lothringen herausgeben und fünf Milliarden Kriegskosten an Deutschland bezahlen. Da merkten sie denn, daß es eine schlimme Sparsamkeit ist, wenn man nicht rechtzeitig Geld genug für sein Heer ausgibt; und seit der Zeit haben sie immer mehr Geld für Heer und Flotte ausgegeben, als sogar Deutschland, das doch viel mehr Einwohner hat.

---

## Das deutsche Reich.

Der Krieg von 1870 wäre nicht möglich gewesen ohne die preußische Heeresreform und ohne den preußischen Verfassungskonflikt. Freilich, einen Krieg mit den Franzosen hätten wir ja leicht haben können; aber dann wäre es wieder

so gegangen, wie 55 Jahre früher in den Freiheitskriegen, in denen der erste Napoleon aus Deutschland herausgejagt wurde. Da wollten immer die Preußen so und die Österreicher so, und dann waren noch die Russen dabei, und die wollten auch wieder anders, und als dann Frieden gemacht wurde, da gönnte jeder sich selber was, aber Deutschland gönnte keiner was. Das durfte ja kein Reich werden und keinen Kaiser haben. So war es 1815 hergegangen auf dem Wiener Kongreß, wo alle Kaiser und Könige zusammengekommen waren und mit ihren Ministern die neue Landkarte von Europa zurechtgeschneidert hatten. Das war 1870 anders; da saß Bismarck darin und die preussische Fixigkeit; und als die Großmächte wieder anfangen zu überlegen, ob man wohl erlauben sollte, daß ein Deutsches Reich gegründet würde, wozu auch Bayern, Württemberg und Baden gehörten, da sahen sie auf einmal, daß sie mit ihrem Überlegen zu spät kamen, denn das Deutsche Reich war nun schon ganz fertig; es hatte schon seinen Kaiser, denn König Wilhelm hatte sich auf die Aufforderung des Königs von Bayern entschlossen, den Titel „Deutscher Kaiser“ anzunehmen. König Wilhelm hatte das zuerst gar nicht gewollt; er sagte: „Ein Kaiser muß doch Landesherr sein; ich bin doch aber gar nicht Landesherr in Deutschland, sondern nur in Preußen, nicht aber in Sachsen und Bayern und Württemberg und den anderen Ländern. Darum will ich mich lieber Herzog der Deutschen nennen, denn Heerführer des ganzen deutschen Volkes bin ich ja jetzt, und das muß der König von Preußen auch immer sein.“ Aber das deutsche Volk wollte nun einmal einen Kaiser haben; ohne Kaiser konnte man sich gar kein Deutsches Reich denken, und von „Kaiser und Reich“ hatten immer alle Männer gesprochen, die Deutschland einig machen wollten. Das alles stellten Bismarck und der Kronprinz dem Könige vor, und da gab denn der König nach und nahm den Titel „Deutscher Kaiser“ an.

Manche denken nun, sie loben Kaiser Wilhelm, wenn sie sagen, er wäre zu bescheiden gewesen, um die Kaiserkrone anzunehmen. Das ist aber für einen König gar kein Lob. Wenn es das Ansehen seines Landes und seines Volkes gilt, dann darf ein König nicht bescheiden sein; denn er ist dazu da, um die Würde seines Volkes den andern Völkern deutlich zu machen, wenn es sein muß sogar mit Eisen und Blut. König Wilhelm hatte sich auch garnicht aus Bescheidenheit gesträubt, sondern aus Stolz; nicht aus Stolz auf seine Person, sondern auf sein Volk, auf das ruhmreiche Land, dessen Regierung er durch Gottes Gnade von seinem Bruder und seinem Vater geerbt hatte. Er wollte nicht eingestehn, daß ein König von Preußen noch etwas Höheres werden könnte; und grade weil das ganze deutsche Volk meinte, ein Deutscher Kaiser sei etwas Höheres als der König von Preußen, grade darum wurde es dem Manne, der das preußische Herr zum besten auf der Welt gemacht hatte, schwer, den Kaisertitel anzunehmen. Und als er es doch tat, da tat er dasselbe, was der König von Bayern, der König von Sachsen, der König von Württemberg und alle anderen Landesherren taten, er opferte etwas von seinem eigenen Stolze, um zum Wohle des deutschen Volkes das Deutsche Reich zu Stande zu bringen. Und so muß das immer sein: wenn viele Leute zusammen etwas Großes zustande bringen wollen, dann muß jeder ein Stück von seinem eigenen Willen aufgeben; sonst geht es nicht. Das haben denn alle deutschen Fürsten 1870 getan; und nur von den Abgeordneten, die schon im Verfassungskonflikt Preußen den Großmachtstizel austreiben wollten, sagten viele: „Nein, wenn das Reich nicht genau so wird, wie wir es haben wollen, dann wollen wir garnichts davon wissen.“ Aber die hatten nichts mehr zu sagen; denn die meisten Abgeordneten stimmten jetzt für Bismarck und für Kaiser und Reich.

Wenn man aber wissen will, wie gut die Gründung des Deutschen Reiches für uns Deutsche gewesen ist, dann muß man die Deutschen fragen, die vor und nach 1870 weit weg von Deutschland, in Amerika oder sonst wo, gelebt haben. Wir hier merken gar nichts davon, aber die wissen es. Vor 1870 wurde ein jeder ausgelacht, wenn er sagte: „Ich bin ein Deutscher.“ Dann sagten sie ihm: „So ein Volk gibt es garnicht, so ein Land haben wir nie in der Erdkunde gehabt. Es gibt einen Deutschen Bund, der hat aber gar nichts zu sagen, denn er weiß selber nie, was er will.“ Und wenn man einem Franzosen unrecht tat, dann ging er zu seinem Konsul; denn in jeder großen Stadt gibt es einen französischen Konsul, der für die Franzosen zu sorgen hat; und der Konsul sagte: „Wenn ihr nicht sofort dem Franzosen Recht gebt, dann telegraphiere ich an die französische Regierung, und dann kommen französische Kriegsschiffe und reden einen sehr ernstlichen Ton mit euch.“ Und ebenso beschützte der englische Konsul den Engländer, der russische Konsul den Russen. Aber einen deutschen Konsul gab es nicht, weil es ja kein Deutsches Reich gab. Wenn also einem Deutschen Unrecht geschah, dann wurde er höchstens noch ausgelacht, wenn er sich beklagte. Das wurde nun auf einmal anders, als es ein Deutsches Reich gab, und jetzt lacht niemand mehr, wenn einer sagt: „Ich bin ein Deutscher.“

Denn in der ganzen Welt war man erstaunt über dies Volk, von dem man wohl gehört hatte, daß es ganz schöne Bücher geschrieben hätte. Aber sonst hatte man es doch gründlich verachtet und nun hatte es auf einmal das mächtigste Volk der Erde besiegt. Denn dafür galten die Franzosen bis 1870. Und das werden uns die Franzosen niemals verzeihen, daß sie das nicht mehr sind. Darum sind alle die Leute töricht, die da meinen, wenn wir den Franzosen nur Elsaß-Lothringen wiedergäben, dann wäre alles gut. Je mehr Macht die Franzosen

haben, desto eher fangen sie wieder Krieg an; darum ist es gut, daß sie Angst haben vor Straßburg und Metz. Nur deshalb haben wir seit 30 Jahren Frieden mit Frankreich.

---

## Deutschland nach dem Kriege.

Bis zum Kriege war Bismarck der „Graf von Bismarck-Schönhausen“ gewesen, und als Minister des Norddeutschen Bundes hatte er den Titel „Bundeskanzler“ gehabt. Nun ernannte ihn sein dankbarer König zum Fürsten und schenkte ihm, weil ein Fürst auch ein höheres Einkommen haben muß, die Herrschaft Schwarzenbek im Herzogtum Lauenburg, zu der auch der Sachsenwald gehört und Friedrichsruh, wo Fürst Bismarck in seiner letzten Lebenszeit gewohnt hat. Dann wurde er aber auch der einzige Minister des Deutschen Reiches und bekam den Titel „Reichskanzler.“

Denn das Deutsche Reich hat ja nicht so einfache Einrichtungen, wie ein einzelnes Land; Souverän, Obrigkeit ist eigentlich ein Verein, der aus allen deutschen Landesherrn und den drei deutschen Republiken, Bremen, Hamburg und Lübeck besteht. Da aber die Landesherrn doch nicht immer zusammenkommen können, um zu beraten, was in Deutschland befohlen werden soll, so schickt jeder einen oder mehrere Minister oder Gesandte nach Berlin, und die kommen zu Beratungen zusammen und heißen dann der deutsche Bundesrat. Dort stimmen sie nun auch ab, wenn etwas beschlossen wird, aber nicht so wie im Reichstag, wo jeder nach seiner eigenen Meinung Ja oder Nein sagt; sondern hier stimmen die einzelnen Länder ab. Da sagt also ein Minister nicht: „Ich, der Minister so und so, sage Ja zu dem, was vorgeschlagen ist,“ sondern er sagt:

„Preußen stimmt für den Antrag“ oder, wenn er bayrischer Bevollmächtigter ist: „Bayern stimmt für den Antrag;“ und dabei gilt Preußens Stimme für 17 Stimmen, Bayerns für 6, Sachsens für 4, Württembergs für 4, Badens für 3, Hessens für 3, Mecklenburg-Schwerins für 2 und Braunschweigs für 2 Stimmen; jedes andere deutsche Land hat nur eine Stimme. Nun muß doch immer erst das preußische Ministerium beraten, wie die preußischen Stimmen abgegeben werden sollen, und ebenso das bayrische u. s. w. Wenn da nun noch ein Reichsministerium von zehn oder zwölf Ministern säße, dann würde die Beraterlei gar kein Ende nehmen. Darum wurde nur der einzige Minister angestellt und Reichskanzler genannt.

Damals und noch lange Zeit nachher sagten alle Leute: „Da sieht man, wie Fürst Bismarck nur für sich gearbeitet hat. Die Reichskanzlerstelle hat er doch eigens nur für sich selber zurechtgemacht, damit er alles allein zu sagen hat. Wenn er einmal nicht mehr Minister ist, dann wird man doch sicher gleich mehrere Minister anstellen.“ Aber wie Fürst Bismarck nachher zurücktrat, da dachte kein Mensch daran, neue Ministerstellen einzurichten; da sah man wieder einmal ein, daß es so, wie er es gemacht hatte, am besten war.

Das ist in vielen Dingen so gewesen und wird noch in manchen Dingen so sein. Denn wenn jemand auf einen hohen Berg hinaufsteigt, dann kann er viel weiter sehn, als die Leute im Tale, auch wenn sie alle auf die Kirchtürme klettern und die Hälse hochrecken. Und wenn jemand durch große Taten über seine Mitmenschen emporgestiegen ist, dann kann er auch weiter sehn, als alle, die mit ihm gemeinsam gelebt und gearbeitet haben, wenn sie auch so hoch geklettert sind, wie es jedem Einzelnen möglich ist. Und wer so weit sehen will, wie der auf dem Berge, der muß auf einen ebenso hohen Berg klettern; und wer denselben Überblick haben will, wie ein Mann, der sich durch große Taten emporgehoben hat, der muß ebenso

große Taten vollbringen. Aber davon wollen die Leute nichts wissen, und wer auf einen Turm geklettert ist, der sagt: „Ach was, mehr als ich hier sehe, kann der da auf dem Berge auch nicht sehn; und wenn er sagt, er sieht mehr, dann flunkert er.“ Und so denkt jeder Kirchturmpolitiker, er versteht ebensoviel wie Bismarck. Nur schade: wenns darauf ankommt, dann sieht man, daß Bismarck doch weiter gesehn und mehr verstanden hat.

Fürst Bismarck war nun aber nach dem französischen Krieg in der ganzen Welt berühmt, in fremden Erdteilen fast noch mehr als in Deutschland. Und als bald nachher auf der Balkanhalbinsel ein großer Krieg zwischen Rußland und der Türkei gewesen war, und England und andere Mächte mit dem Frieden nicht einverstanden waren, den Rußland mit der Türkei geschlossen hatte, da wurde wieder ein großer Kongreß zusammenberufen, auf dem die ersten Minister aller großen Mächte zusammenkamen. Aber diesmal kamen sie nicht in London zusammen und nicht in Paris, sondern in Berlin, und wer die Verhandlungen leitete, das war Fürst Bismarck. Das war der Berliner Kongreß vom Jahre 1878, auf dem man sehn konnte, daß jetzt Deutschland die erste Macht der Erde war.

Aber freilich war auch mit der Gründung des Deutschen Reiches noch nicht alles gut und schön auf der Welt. Es gibt auch heute noch vieles, was schlimm genug ist und gern besser werden könnte; und Fürst Bismarck hat selber manchmal gesagt, daß er mit Sorgen in die Zukunft sehe, daß er fürchte, sein Werk könne wieder vernichtet werden; Deutschland könnte wieder auseinanderfallen in lauter einzelne Länder und wieder vom Auslande so verspottet werden, wie es früher war.

## Die Reichsfeinde.

Das erste, was schlimm für das deutsche Reich war, das war der Kampf mit den Katholiken. Früher waren die deutschen Kaiser immer katholisch gewesen; jetzt waren sie evangelisch. Nun wollten die Katholiken wenigstens, daß Deutschland dem Papste helfen sollte, dem die Italiener 1870 sein Land weggenommen hatten. Die deutsche Regierung aber wollte deswegen keinen Krieg mit Italien anfangen und meinte, der Papst könnte ganz gut Oberherr aller Katholiken bleiben, wenn er auch kein eigenes Land hätte. Seitdem wählten die Katholiken besondere Abgeordnete, die sich im Reichstag und im Abgeordnetenhaus in die Mitte setzten, während früher die Freunde der Regierung rechts und die Feinde der Regierung links gesessen hatten. Darum nennt man die katholischen Abgeordneten das Zentrum. Ein früherer Minister des entthronten Königs von Hannover, Windthorst, wurde Führer des Zentrums, und nun stimmte das Zentrum eine Zeit lang gegen alles, was die Regierung für nötig hielt. Die Regierung aber machte scharfe Gesetze gegen die Katholiken, die dem Reiche nicht gehorchen wollten, und die Liberalen, die im Verfassungskonflikt gegen Bismarck gestanden hatten, waren jetzt auf seiner Seite, und einer von ihnen, der früher im Verfassungskonflikt erklärt hatte, Bismarck sei dem Bösen verfallen, der nannte jetzt den Kampf gegen den Papst einen Kulturkampf. Aber als dann das Heer wieder vermehrt werden mußte, damit es nicht schwächer wurde, als das französische, da gingen die Liberalen doch zum größten Teil wieder mit dem Zentrum gegen die Regierung.

Nach etwa zehnjährigem Kampfe haben die Regierung und das Zentrum sich einigermaßen vertragen. Die Regierung hat ihre scharfen Gesetze zum Teil wieder abgeschafft, und das Zentrum hat jetzt für viele sehr wichtige Vorschläge der Re-

gierung, besonders auch für die Verstärkung des Heeres und der Flotte gestimmt. Aber ihren Haß gegen den Fürsten Bismarck haben sie nie aufgegeben, obwohl der Papst sich ganz mit ihm versöhnt hat und ihm seinen höchsten Orden, den Christusorden verliehen hat.

Sie konnten dem Fürsten Bismarck nicht verzeihen, daß er sie Reichsfeinde genannt hatte. Fürst Bismarck wußte nämlich ganz genau, daß jeder Deutsche gern ein Deutsches Reich haben wollte, aber womöglich jeder ein besonderes; denn jeder wollte das Deutsche Reich anders eingerichtet haben, und die meisten sagten: „Nein, wenn das Deutsche Reich nicht so eingerichtet wird, wie wir es haben wollen, dann ist es kein richtiges Deutsches Reich.“ Die vom Zentrum wollten ein Deutsches Reich, aber Österreich sollte dazu gehören und das geht doch nicht; die Polen wollen ein Deutsches Reich gelten lassen, aber sie selber wollen ein besonderes polnisches Reich haben, und da müßten wir eben ein paar Provinzen herausgeben und viele Tausende Soldaten weniger haben; die Freisinnigen wollen ein Deutsches Reich, aber die Fürsten sollen nichts zu sagen haben, sondern nur die Abgeordneten, weil die das Regieren besser verstehen; und da würden wir eben wieder so in die Tinte kommen wie damals, wo sie Preußen den Großmachtstichel austreiben wollten; und die Sozialdemokraten wollen ein Deutsches Reich, aber erst soll Elsaß-Lothringen den Franzosen wiedergegeben werden, und dann soll es kein Heer mehr geben, und schließlich soll es keine Landesherren mehr geben, sondern das Regieren wollen Bebel und Liebknecht und Singer besorgen. Aber ein Deutsches Reich ohne Heer und Landesherren und Kaiser ist kein Deutsches Reich mehr, sondern nur ein willkommenes Fressen, von dem schon jeder Nachbarstaat sein Stück verschlingen wird.

Fürst Bismarck nannte nun alle die Leute Reichsfeinde, die das Reich so abändern wollen, daß es dabei zu Grunde

gehen muß. Er wollte damit gar nicht sagen, daß sie schlechte Menschen wären, sondern nur, daß jeder, der das Deutsche Reich erhalten will, gegen die Pläne dieser Leute kämpfen muß. Und darin hatte er doch nicht so ganz Unrecht.

---

## Die soziale Frage.

Vom Widerstreit der Interessen habe ich euch schon erzählt; daß der Landmann ein Interesse daran hat, daß das Getreide teuer ist; daß der Städter aber das Interesse hat, daß es billig ist; daß die Arbeiter das Interesse haben, möglichst viel Lohn zu bekommen und womöglich immer Arbeit zu haben; daß aber die Fabrikherren das Interesse haben, daß sie den Arbeitern möglichst wenig Lohn geben. Denn jeder Fabrikherr hat viel Arbeiter; und wenn er jedem auch nur wenige Pfennige mehr gibt, dann muß er zusammen schon eine ganze Menge mehr Geld bezahlen; und dann kann es leicht kommen, daß er gar nichts mehr verdient. Darum hat auch jeder Fabrikherr das Interesse, daß immer eine Anzahl Leute gar keine Arbeit bekommen kann. Denn wenn er rasch einmal Sachen herstellen will, die er grade gut verkaufen kann, dann müßte er ja höheren Lohn zahlen, als die übrigen Fabrikherren, wenn die Arbeiter von denen weglaufen und zu ihm kommen sollten. Aber wenn viele Leute da sind, die überhaupt keine Arbeit haben, aber Hunger haben, dann sind die froh, wenn sie überhaupt etwas verdienen können, und dann braucht der Fabrikherr weniger Lohn zu bezahlen. — Für die Arbeiter aber ist es sehr schlimm, wenn sie längere Zeit gar nichts zu tun haben; denn wenn sie kein Geld bekommen, dann müssen sie beim Krämer borgen; und wenn der nicht mehr borgen

will, dann müssen sie mit Weib und Kindern hungern. Besonders schlimm ist es, wenn der Arbeiter krank wird oder zum Arbeiten zu alt wird oder wenn er ein Bein oder einen Arm verliert oder sonst einen Unfall hat, so daß er überhaupt nicht mehr arbeiten kann, auch wenn gerade Arbeiter gesucht werden.

Diese Übelstände, die aus dem Widerstreit der Interessen herkommen, nennt man soziale Übelstände; und wenn man nun fragt, wie man diese Übel heilen soll, so nennt man das die soziale Frage.

Nun ist es ja ganz gewiß niemals schön, wenn man sich sein Essen gut schmecken läßt, und nicht daran denkt, daß so und so viele unserer Mitmenschen, ja unserer deutschen Volksgenossen nicht satt zu essen haben. Aber wie die Menschen nun einmal sind: da würde doch jeder erst auf seine Bratenschüssel sehen und dann auf seine hungernden Mitmenschen, und dann würde er sagen: „Kinder, das seht ihr doch, ihr seid zu viel, und der Braten ist zu wenig; wenn ich den unter euch verteile, dann kriegt jeder nur einen Leckerbissen, und Leckerbissen sind nicht gut für den Menschen. Da will ich ihn lieber allein essen, dann hat wenigstens einer etwas Ordentliches.“ Und das wäre ja auch schließlich ganz vernünftig, denn der Einzelne kann wirklich nicht allen seinen Mitmenschen helfen. Aber mit dem ganzen Volk ist das doch eine ganz andere Sache und besonders mit dem deutschen Volk. Denn bei uns ist ja alles darauf eingerichtet, daß jeder gesunde Mensch Soldat werden muß, damit wir uns verteidigen können gegen alle anderen Völker, die uns unser deutsches Reich nicht gönnen wollen. Und wenn bei uns zu viele Leute wohl gar schon als Kinder hungern müssen, dann werden sie zu schwächlich, um Soldaten werden zu können. Wenn also das deutsche Volk nicht barmherzig genug wäre, um allen seinen Volksgenossen satt zu essen zu geben, so müßte es doch klug genug dazu sein.

Darum sagte Fürst Bismarck: „So geht die Sache nicht weiter; daß jeder franke, invalide und alte Arbeiter mit Weib und Kindern hungern muß, das darf nicht sein.“ Er bat den Kaiser, daß er Gesetze vorlegen dürfte, die da helfen sollten, und Kaiser Wilhelm war damit einverstanden, obwohl solche Gesetze ganz etwas neues waren und viele Leute sagten, über solche Sachen dürfte man gar keine Gesetze machen, Arbeit oder Hunger müßte jeder nehmen, wie es ihn grade träfe. Kaiser Wilhelm aber richtete am 17. November 1881 eine Botschaft an den Reichstag, in der er ankündigte, daß solche Gesetze vorgelegt werden sollten. Und das ist denn auch geschehen; jetzt bekommt jeder Arbeiter, der krank wird, Krankengeld, und den Arzt und die Arznei braucht er auch nicht selber zu bezahlen; und wenn er zu alt oder zu schwächlich wird zum Arbeiten, dann bekommt er eine Rente, d. h. es wird ihm jeden Monat eine kleine Summe Geldes ausgezahlt, damit er nicht ganz zu hungern braucht.

Diese Gesetze aber beim Reichstag durchzusetzen hat dem Fürsten Bismarck Mühe genug gekostet, fast ebensoviel wie früher die Heeresreform; und schließlich sind die Gesetze doch ein bißchen schlechter ausgefallen, als er sie haben wollte. Fürst Bismarck wollte, daß einfach das Reich die Renten bezahlen sollte; das Reich sollte es ebenso machen wie Oesterreich und Frankreich und das Tabaksmonopol einführen, d. h. ein Gesetz geben, daß in Deutschland aller Tabak nur vom Reiche verkauft werden dürfte. Dann bekäme nämlich das Reich alles, was am Tabak verdient wird, und davon hätte es leicht die Renten bezahlen können. Aber das wollte der Reichstag auf keinen Fall, und so muß denn jetzt jeder Arbeiter und jedes Dienstmädchen und jeder, bei dem Arbeiter oder Dienstmädchen in Stellung sind, für jede Woche Beiträge zahlen und alle Arbeiter anmelden und abmelden; genug, es gibt so viele Schereereien, daß alle Menschen auf das Gesetz schelten, außer denen,

die gerade Renten beziehen. Aber immerhin ist es besser, als wenn die Leute gar nichts bekämen; und deshalb hat auch Fürst Bismarck den Reichstag, das Gesetz lieber in dieser schlechten Form anzunehmen, als es ganz abzulehnen.

Fürst Bismarck selbst aber hat sehr wohl gewußt, daß damit die soziale Frage noch nicht vollständig beantwortet, noch nicht „gelöst“ war, wie man sagt. Er hat selber im Reichstage gesagt, daß später einmal das Recht auf Arbeit eingeführt werden müßte, daß also das Reich jedem Menschen, der gern arbeiten will, aber grade keine Arbeit finden kann, Arbeit verschafft. Aber Fürst Bismarck sah auch, daß die Leute, die entgegengesetzte Interessen haben, noch viel zu mächtig waren; darum machte er gar nicht erst den Versuch, das Recht auf Arbeit vorzuschlagen. Alles was sich damals zur Lösung der sozialen Frage machen ließ, das hat Fürst Bismarck redlich getan. Und doch gibt es unter den Arbeitern sehr viele, ja es sind wohl die meisten Arbeiter, die glauben, daß Fürst Bismarck ein Feind der Arbeiter gewesen sei.

---

## Die Sozialdemokraten.

Die Leute, die die soziale Frage lösen wollen, nennen sich Sozialisten. Von denen haben sich einige ausgedacht, das ganze Land und die Häuser und die Maschinen dürften nicht einzelnen Menschen gehören, sondern müßten Eigentum des ganzen Volkes sein, dann würde der Widerstreit der Interessen aufhören. Dann würden alle Menschen arbeiten können und alle würden von den Sachen, die da hergestellt werden, genug abbekommen, um davon zu leben. Das ist nun keinesfalls ganz richtig, denn der Widerstreit der Interessen zwischen

Landleuten und Städtern z. B. läßt sich auch dadurch gar nicht wegbringen; aber immerhin könnte überlegt werden, ob sich nicht etwas davon machen ließe, wenn nicht die Leute, die das vorschlagen, noch sehr viel wichtigere Dinge zu tun hätten. Diese Leute nennen sich nicht Sozialisten, sondern Sozialdemokraten, das will heißen, daß sie für die Volkssouveränität eintreten. Sie wollen also alles das einführen, was die Abgeordneten in der Konfliktzeit wollten; der Reichstag soll ganz allein zu befehlen haben. Aber in vieler Hinsicht sagen sie offener, was sie wollen: die Abgeordneten wollten, daß der König nichts mehr zu sagen haben sollte; er sollte sich seine Minister nicht mehr frei wählen dürfen, sondern nur solche ernennen und behalten dürfen, die „das Vertrauen des Abgeordnetenhauses hätten“. Die Sozialdemokraten aber sagen wenigstens frei heraus, daß sie überhaupt keinen König und Kaiser haben wollen. In Wirklichkeit kommt das ziemlich auf eins heraus; denn zum Hampelmann des Parlaments gibt sich doch kein Hohenzoller her. Da wollen uns denn die Sozialdemokraten so eine wunderschöne Republik bescheren, wie Frankreich sie hat und Amerika. Daß in diesen Republiken die soziale Frage auch nicht gelöst ist, kümmert sie weiter nicht.

Dann aber wollen die Sozialdemokraten das Heer abschaffen. Daß die Republik Frankreich verhältnismäßig ein viel größeres Heer hat, das kümmert sie nicht; ja sie meinen, daran wäre Deutschland schuld durch die große Ungerechtigkeit, daß es den Narren selber gehauen hat und nicht nur den Knüppel. Wir sollen Elsaß-Lothringen den Franzosen wiedergeben, dann wird alles gut sein.

So lange aber Heer und Kaiser nicht abgeschafft werden können, muß wenigstens auf beide soviel wie irgend möglich geschimpft werden. Und das ist denn Hauptbeschäftigung der Sozialdemokraten. Für die Interessen der Arbeiter treten sie ja nebenher auch ein, aber nur ganz nebenher. Und wenn man

ihnen sagt: „Den Arbeitern soll geholfen werden durch das Recht auf Arbeit, aber Kaiser und Heer behalten wir“, dann sagen sie: „Nein, da sollen lieber die Arbeiter weiter hungern“.

Nun ist das aber mit dem Schimpfen eine eigene Sache. Der eine fängt leise an, der zweite schimpft laut weiter, der dritte droht mit dem Stock, der vierte fängt schon an zu hauen und der fünfte schießt. Und wenn Leute, die für klug gelten, immerzu sagen und beweisen, daß alles Unglück von den Königen herkommt, so ist es nicht zu verwundern, wenn unkluge Leute dann sagen: „Ei nun, wenn es an den Landesherren liegt, dann schießen wir die tot, dann ist uns gleich geholfen.“ Das befürchtete Fürst Bismarck, als die sozialdemokratischen Schimpfreien immer lauter wurden. Und nun kam hinzu, daß 1878 in drei Wochen zweimal auf Kaiser Wilhelm I. geschossen wurde. Allerdings sind die Leute, die da geschossen haben, keine Sozialdemokraten gewesen; aber daß sie auf die Idee gekommen wären, auf den allverehrten Kaiser zu schießen, wenn nicht damals auf allen Gassen geschrien worden wäre, daß die Landesherren an allem Unglück schuld seien, das ist gar nicht einmal wahrscheinlich. Darum wurde damals das Sozialistengesetz gegeben, das dies öffentliches Schimpfen verhindern sollte. Sozialdemokratische Zeitungen konnten verboten werden, sozialdemokratische Vereine konnten auseinandergejagt werden, und Agitatoren, d. h. Leute, die ihr ganzes Leben mit Redenhalten verbringen, die konnten aus den großen Städten ausgewiesen werden.

Für die Arbeiter war das Gesetz ein großes Unglück, denn es wurden auch die Zeitungen und Vereine mit verboten, die die Interessen der Arbeiter im Widerstreit der Interessen verteidigen wollten. Denn immer wenn jetzt die Arbeiter höhere Löhne haben wollten, dann hieß es nicht: „die Arbeiter wollen das,“ sondern „die Sozialdemokraten wollen das,“ und jeder, der dem Kaiser und den Landesherren treu war, sagte dann;

„Ei, wenn es die Sozialdemokraten wollen, dann ist es gewiß nicht gut für das deutsche Volk; dann soll es nicht den Arbeitern besser gehen, sondern die Sozialdemokraten wollen nur zeigen, daß sie etwas ausrichten können.“ Und da zeigte man ihnen denn gern mit dem Sozialistengesetz, daß sie nichts ausrichten konnten, und verbot ihre Vereine und ihre Zeitungen.

Das Gesetz wurde im Jahre 1878 gegeben, aber nur auf ein paar Jahre und dann wieder auf ein paar Jahre und so fort bis 1890. Da wurde es nicht wieder erneuert. Aber unter den Gutsbesitzern und Fabrikherrn und auch unter den Regierungsräten und Professoren meinen noch jetzt immer viele, daß alle Arbeiter schlechte oder doch rohe Menschen wären, die keinen Sinn für das Ansehen des deutschen Volkes hätten, und die Kaiser, Fürsten und Heer abschaffen wollten; ja sie meinen, daß jeder, der da will, daß es den Arbeitern gut geht, auch ein schlechter Mensch sei und Heer und Kaiser abschaffen wolle. Das verdanken die Arbeiter den Sozialdemokraten, die eigentlich gar nicht die soziale Frage lösen, sondern nur den Verfassungskonflikt wieder von vorn anfangen wollen.

Aber damit werden sie kein Glück haben; denn wenn die Arbeiter auch eine große Menge Menschen sind, so mächtig wie die reichen und klugen Leute, die im Verfassungskonflikt dem Königtum seine verfassungsmäßigen Rechte abforderten, so mächtig und angesehen werden sie niemals sein; also werden sie noch viel weniger siegen können. Das ahnen die Sozialdemokraten auch schon, und eben darum hassen sie den Fürsten Bismarck, der den Sieg der Krone im Verfassungskonflikt erzwungen hat, noch wütend über das Grab hinaus.

Wenn damals der König nachgegeben hätte, wenn das Abgeordnetenhaus seinen Willen durchgesetzt hätte, dann müßten wir uns vor den Sozialdemokraten fürchten. Denn dann würde jeder sagen: „Ach, wenn sie erst die meisten Reichstagsabgeordneten auf ihrer Seite haben, dann müssen doch

Kaiser und Landesherren wieder nachgeben, dann setzen doch die Sozialdemokraten ihren Willen durch.“ Jetzt aber hat sich vier Jahre lang gezeigt, daß den Abgeordneten die größten Reden und die kühnsten Beschlüsse gar nichts helfen, wenn der König sagt: „Das geht nicht; solche Beschlüsse sind unausführbar.“ Was dann passiert, das hat uns eben Fürst Bismarck im Verfassungskonflikt gezeigt. Also wenn es einmal so kommen sollte, dann wollen wir sein Andenken dadurch hochhalten, daß wir anwenden, was wir von ihm gelernt haben.

Das ist aber zweierlei. Erstens, daß man törichten Beschlüssen eines Abgeordnetenhauses oder Reichstages nicht nachgeben darf, selbst wenn sie mehrmals hintereinander gefaßt werden. Zweitens aber, daß man um solcher törichten Beschlüsse willen nicht etwa die Verfassung brechen und Abgeordnetenhaus und Reichstag ganz abschaffen soll. Denn es ist sehr gut für ein Volk, wenn jeder weiß, daß er selber auch mitraten darf, was geschehen soll, also daß er selber zum Teil mitverantwortlich ist, wenn etwas Schlimmes geschieht.

Das ist jetzt so im Deutschen Reich. Wenn zum Reichstag gewählt wird, dann gilt die Stimme des ärmsten Arbeiters genau so viel wie die des reichsten Mannes. Allerdings gilt auch die Stimme des dümmsten Mannes genau so viel wie die des klügsten; aber das schadet deswegen nicht so viel, weil mitunter, wie im Verfassungskonflikt, die klügsten Leute die törichtesten Beschlüsse fassen. Die Hauptsache ist, daß der ärmste Mann bei der Reichstagswahl genau so viel Verantwortlichkeit hat, wie der reichste Mann, daß keiner sagen kann: „Was geht mich das Deutsche Reich an! Ich werde ja doch nicht gefragt, wie es eingerichtet werden soll“ oder „Jeder reiche Mann hat ja hundertmal so viel bei der Wahl zu sagen, wie ich,“ sondern daß sich jeder sagen muß: „Auf meine Stimme kommt genau so viel an, wie auf die des

reichsten und klügsten Mannes; darum ist meine Stimme etwas sehr, sehr wertvolles, und ich muß mich sehr bedenken, wem ich sie gebe.“

Daß es aber so eingerichtet ist, das ist fast ganz allein Verdienst des Fürsten Bismarck. Für das Abgeordnetenhaus werden die Abgeordneten so gewählt, daß jeder als Mensch fast gar nichts gilt, sondern jeder so viel Stimmrecht hat, wie er Geld hat. Als aber ein deutscher Reichstag eingerichtet wurde, da hat es Fürst Bismarck durchgesetzt, daß jeder gleiches Wahlrecht bekam, und deswegen war er selber der erste, den die Arbeiter wählten. Das haben sie jetzt vergessen; und jetzt glauben sie den Sozialdemokraten, daß Bismarck der größte Feind der Arbeiter gewesen sei, weil er die Sozialdemokraten, die den Kaiser und die Fürsten und das Heer abschaffen wollen, seine eiserne Faust hat fühlen lassen. In Wirklichkeit hat Fürst Bismarck durch das Reichstagswahlrecht und durch die sozialen Gesetze viel mehr für die Arbeiter getan, als alle Sozialdemokraten zusammengenommen. Sein Fehler ist nur der, daß er die Sozialdemokraten nicht regieren lassen wollte. Aber das ist kein Fehler, denn die Leute können das wirklich nicht; sie wissen selber nicht einmal recht, was sie wollen. Sie sind sich nur darüber einig, daß es anders werden soll, als es ist; aber sobald man sie fragt, wie es werden soll, dann geraten sie sich unter einander in die Haare.

---

## Bismarcks letzte Kanzlerzeit.

Noch siebzehn Jahre regierte Kaiser Wilhelm I. nach dem großen französischen Kriege. Während dieser ganzen Zeit war Fürst Bismarck sein treuer Diener und Ratgeber. Wohl

gaben auch andere Leute Rat, und der Kaiser tat durchaus nicht immer nur das, was Fürst Bismarck riet; ja mehrmals bat Fürst Bismarck selber, daß der Kaiser ihn entlassen und andere Leute zu Ratgebern nehmen möchte. Da schrieb aber Kaiser Wilhelm, als wieder einmal Fürst Bismarck eine solche Bitte geschrieben hatte, an den Rand des Briefes das eine Wort: Niemals.

Und so befolgte der Kaiser den Rat Bismarcks manchmal auch dann, wenn es ihm sehr schwer wurde. Das war namentlich damals, als Deutschland und Österreich miteinander das Bündnis schlossen, in dem es heißt: „Sollte eines der beiden Reiche von Rußland angegriffen werden, so sind der deutsche Kaiser und der Kaiser von Österreich verpflichtet, einander mit der gesamten Kriegsmacht ihrer Reiche beizustehen.“ Kaiser Wilhelm wollte sehr ungern ein Bündnis gegen Rußland schließen; nicht nur deshalb, weil der russische Kaiser Alexander II. der Sohn von Kaiser Wilhelms Schwester war, sondern weil er meinte, daß es im Interesse Preußens wäre, mit Rußland gut Freund zu sein. Er blieb auch gut Freund mit dem russischen Kaiser, und als der ermordet worden war von Leuten, die alle Landesherren ermorden wollen, auch mit seinem Sohne Alexander III. Aber das Bündnis mit Österreich, das ja nur gilt, wenn Rußland Krieg anfängt, das blieb trotzdem bestehen; und bald kam auch noch das Königreich Italien dazu, so daß es ein Dreibund wurde, der noch heute besteht. Und wenn wir seitdem immer noch keinen Krieg wieder gehabt haben, obwohl die Franzosen uns ganz gern Elsaß-Lothringen und noch ein größeres Stück Deutschland wieder abnehmen möchten, so kommt das hauptsächlich daher, daß jeder sich vor der großen Macht des Dreibundes fürchtet.

Am 9. März 1888 starb Kaiser Wilhelm I. Was das für ein Tag war, wie da ganz Deutschland, ja die ganze

Welt trauerte, das müßt ihr in der Geschichte Wilhelms I. nachlesen. Unter denen, die am tiefsten trauerten, war der Mann, der mehr als ein Vierteljahrhundert sein erster Ratgeber gewesen war, Fürst Bismarck.

Kaiser Wilhelms Sohn Friedrich III. war todkrank, als er Kaiser wurde; er regierte nur 99 Tage und starb am 15. Juni 1888. Fürst Bismarck blieb auch sein Ratgeber.

Am 15. Juni 1888 wurde Wilhelm II. Deutscher Kaiser und König von Preußen, und nun begann eine neue Zeit für das deutsche Reich. Schon mehrere Jahre vorher hatte Fürst Bismarck gesagt, Prinz Wilhelm würde später einmal sein eigener Kanzler sein. Dennoch wollte sich der Kaiser keineswegs gleich von dem treuen Ratgeber seines Großvaters trennen; der Kaiser hat wohl wie alle Deutschen anfangs gehofft, daß Fürst Bismarck sein ganzes Leben lang Reichskanzler bleiben würde. Aber wenn ein siebenzigjähriger Mann gehorchen soll, wo ein dreißigjähriger Mann zu befehlen hat, da geht es nicht immer glatt ab. Der Kaiser wollte, daß alles rascher gehen sollte, als es in den letzten Jahren seines Großvaters gegangen war; namentlich aber wollte er, daß schneller und noch mehr, als Kaiser Wilhelm I. gewollt hatte, für die Arbeiter gesorgt werden sollte. Fürst Bismarck war der Meinung, daß das nicht so rasch ginge. Und nun sagten viele Leute, wenn das nicht so rasch ginge, so wäre nur Fürst Bismarck daran schuld; es ginge nur deswegen nicht, weil der nicht wollte. Sehr viele Leute aber waren derselben Meinung wie Fürst Bismarck; sie dachten auch, das geht nicht so rasch. Aber sie wollten das dem Kaiser nicht sagen, weil sie dachten, der Kaiser könnte böse darüber werden. Nun glaubten sie aber, den Fürsten Bismarck würde der Kaiser keinesfalls entlassen, und deshalb sagten sie: „Ja, wenn es nur auf uns ankäme, dann würden die Gesetze, die den Arbeitern helfen sollen, sehr bald fertig sein, aber Fürst Bismarck will ja nicht,

und wenn der nicht will, dann geht es ja doch nicht.“ Sie dachten, nun müßte der Kaiser seine Pläne aufgeben, um den Fürsten Bismarck nicht zu verlieren. Aber da kannten sie den Kaiser schlecht. Der Kaiser sagte sich: „Wenn Fürst Bismarck wirklich das einzige Hindernis ist, daß Gesetze gemacht werden können, die den Arbeitern und dem ganzen deutschen Volke helfen, dann darf Fürst Bismarck nicht mehr Reichskanzler sein; denn ein Kaiser kann wohl dankbar sein, wie jeder Privatmann, aber er darf nicht durch seine Dankbarkeit sein Reich und sein Volk ruinieren. Es wird mir furchtbar schwer, mich von dem Ratgeber meines Großvaters zu trennen; es ist mir fast so, als wenn mein Großvater noch einmal stürbe; aber wenn es das Glück oder das Unglück des deutschen Volkes gilt, da kommt auf mein Gefühl so wenig an, wie auf das irgend eines anderen Menschen. Was geschehen muß, das muß geschehen.“ — So denkt ein Hohenzoller, und so muß ein Landesherr denken. Das Wohl seines Volkes muß ihm über alles gehen.

So wurde denn Fürst Bismarck entlassen. Am 18. März 1890 bat er um seinen Abschied, am 20. März erhielt er ihn; der Kaiser gab ihm den Titel „Herzog von Lauenburg“ und ernannte ihn zum Generaloberst der Kavallerie. Fürst Bismarck aber ging betrübt aus Berlin fort, denn er war überzeugt, daß die Leute, die anderen Rat gegeben hatten als er, Unrecht hatten.

---

## Fürst Bismarck nach seiner Entlassung.

Das was der Kaiser durchsetzen wollte, wurde nicht erreicht; nicht durch Schuld des Kaisers, sondern weil die Leute, die da gesagt hatten, Fürst Bismarck hindere allein die Gesetze

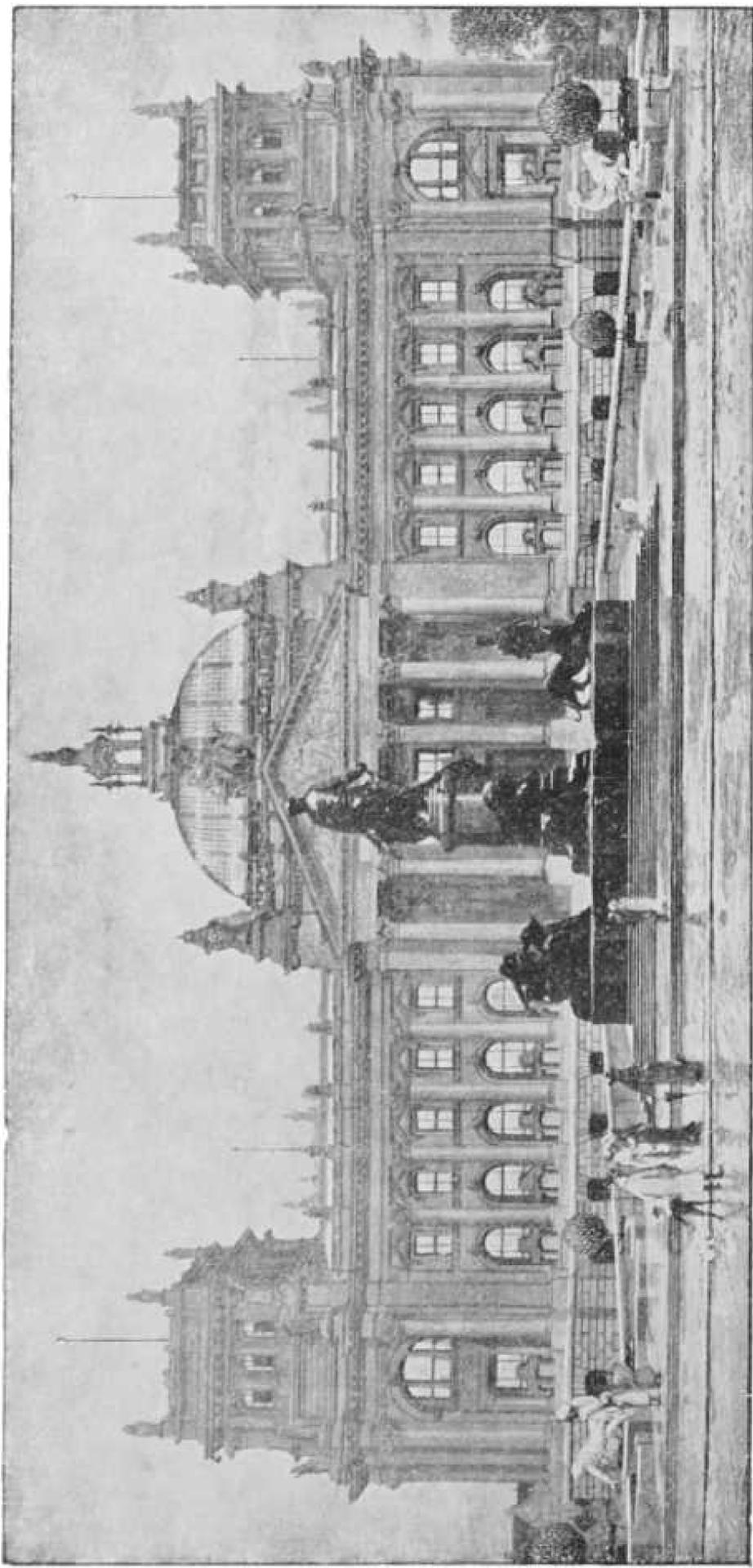
für die Arbeiter, jetzt zeigten, daß sie auch keine solchen Gesetze wollten. Die Interessen sehr vieler Leute waren gegen solche Gesetze. Nun sagten sie aber nicht etwa schroff und entschieden „nein“, sondern zu vielen Dingen sagten sie „ja“; aber dann kamen sie mit einem „wenn“ und einem „aber“ dahinter und dann wieder mit einem neuen „aber“ und einem neuen „wenn“, und schließlich zeigte sich, daß Fürst Bismarck nicht so Unrecht gehabt hatte, wenn er sagte, das ließe sich noch nicht durchsetzen.

Am schlimmsten war es, daß die Arbeiter selber den Kaiser hinderten, etwas für die Arbeiter zu thun. Die Arbeiter wählten Sozialdemokraten in den Reichstag; 1898 wurden 2 Millionen Stimmen für Sozialdemokraten abgegeben. Und die sozialdemokratischen Führer dachten mehr an ihre eigenen Interessen, als an die der Arbeiter. Sie dachten, wenn der Kaiser Gesetze gibt, daß es den Arbeitern gut geht, dann brauchen die Arbeiter keine sozialdemokratischen Führer mehr. Darum ist es besser, wenn es den Arbeitern noch schlecht geht, bis wir die Landesherren weggejagt haben und selber regieren.

Und nun schimpften sie in ihren Zeitungen auf Kaiser, Landesherren und Heer, und die Zeitungen wurden dann dem Kaiser gezeigt, als ob so alle Arbeiter dächten, so daß der Kaiser sich sagen mußte: „Nein, solchen Leuten kann man den Willen nicht tun; die wollen ja alles zerstören, was mühsam aufgebaut ist.“ Und dann schrieben die sozialdemokratischen Blätter wieder: „Seht, Arbeiter, der Kaiser will euch den Willen nicht tun, euch soll es nicht besser gehen.“ Und als 25 Jahre nach dem Kriege die Erinnerungsfeste gefeiert wurden, da schrieben die sozialdemokratischen Blätter, die deutschen Soldaten, die 1870 die Franzosen besiegt hätten, wären Räuber und Mörder gewesen, und solche Leute und den Mann, der sie geführt hätte — damit meinten sie Kaiser Wilhelm I. — die dürfte man nicht rühmen und feiern. Als Kaiser Wil-

helm II. nun hörte, wie die Sozialdemokraten die tapferen Kämpfer von 1870 und seinen Großvater beschimpften, da sagte er: „Und wir feiern doch Kaiser Wilhelm I. und seine ruhmreichen Krieger; und die Leute, die darauf schimpfen, sind eine Kotte von Menschen, die nicht wert sind, den Namen Deutsche zu führen.“ Da aber schrieen die Sozialdemokraten wieder: „Der Kaiser hat gesagt, alle Arbeiter wären eine Kotte von Menschen, die nicht wert sind, den Namen Deutsche zu führen.“ — So ging das hin und her, und so geht das noch; und das hatte Fürst Bismarck gemeint, als er über die sozialen Reformpläne sagte: das geht jetzt noch nicht. — Es wird erst gehen, wenn die Arbeiter eingesehen haben, daß nicht der Kaiser ihr Feind ist, sondern die sozialdemokratischen Führer; daß es für den Kaiser gut ist, wenn es den Arbeitern gut geht, weil dann der Kaiser kräftige Soldaten bekommt und das Reich höhere Einnahmen hat; daß es aber für die Sozialdemokraten gut ist, wenn es den Arbeitern schlecht geht, weil sie dann denken: „Vielleicht wird es doch besser, wenn die Sozialdemokraten regieren.“ — Wenn die Arbeiter einmal einsehen werden, daß nur der Landesherr, nur der Kaiser stark genug ist, um auch gegen den Willen der Reichen und der Gebildeten den Arbeitern zu helfen, dann werden sie auch dem Fürsten Bismarck dankbar sein, der mehr als irgend ein anderer Mensch dafür gesorgt hat, daß die Landesherren noch etwas zu sagen haben.

Noch über acht Jahre lebte Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Und dieses Stück seines Lebens ist eigentlich das wunderbarste geworden. Daß ein tüchtiger Mann Minister geworden ist, das ist schon sehr oft dagewesen; daß ein solcher Minister durch klugen Rat seinem Fürsten geholfen hat, sein Volk über andere Völker zu erheben, das ist auch schon mehrfach dagewesen; aber wenn solch ein Mann dann aufhörte Minister zu sein, dann war auch seine Zeit und seine Macht



**Bismarckdenkmal vor dem Reichstagsgebäude in Berlin.**

Nach farbiger Vorlage aus Wachsmuths Schulbilderverlag, Leipzig.



vorbei. Daß aber die ganze Welt auf einen früheren Minister hört, daß jedes Wort von ihm überall hin telegraphiert wird, als ob es von einem mächtigen König gesprochen wäre, genug daß ein einzelner Mensch so angesehen wird, als ob er für sich allein eine Großmacht wäre, das ist noch nicht dagewesen, solange wie die Erde steht. So aber ist es dem Fürsten Bismarck acht Jahre lang tagtäglich ergangen bis an sein Lebensende. Und dieser Mann, dem die höchsten Ehren erwiesen wurden, die die Menschheit zu vergeben hat — denn höher kann doch wohl niemand geehrt werden, als daß man ihn für eine Großmacht hält —, dieser Mann bestimmte für seinen Grabstein eine Inschrift, in der er zweierlei von sich sagt, erstens daß er ein Deutscher gewesen sei, und zweitens, daß er ein treuer Diener seines Landesherrn gewesen sei: „Fürst Bismarck, ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.“ — so lautet die Inschrift, die er selbst für sein Grab bestimmt hat; so sollt ihr an ihn denken.

Und wenn man euch nun fragt: „Was war denn nun das Lebenswerk des Fürsten Bismarck?“ Dann antwortet: „Fürst Bismarck war der Mann, der dem deutschen Volke den Weg zum Deutschen Reiche gezeigt hat. Die Deutschen hatten sich tausend Jahre lang nach einem solchen Reiche gesehnt; aber das Sehnen allein hilft nichts. Sie hatten gemeint, es sicher fertig zu bekommen, wenn sie etwas Revolution machten und Abgeordnete wählten und eine recht schöne Verfassung beschlössen; aber so ging es nicht; die Verfassung wurde wohl fertig, aber das Reich nicht. Da zeigte Fürst Bismarck den Weg: ein Landesherr muß das deutsche Reich machen, und zwar der mächtigste deutsche Landesherr, der König von Preußen; und der muß es mit seinem Heere machen, nicht mit Reden halten und Beschlüsse fassen. Da schriegen alle: Das geht nicht! Aber es ging doch; der König von Preußen erzwang das deutsche Reich, obwohl fast alle klugen und

gebildeten Leute ihn daran hindern wollten. Das hat Fürst Bismarck durchgesetzt im Verfassungskonflikt. Und dadurch hat er noch mehr geleistet, als die Gründung des Deutschen Reiches: In einer Zeit, in der fast alle klugen und gebildeten Leute sich einbildeten, daß die Volkssouveränität die beste Einrichtung wäre, hat er nicht nur dem deutschen Volk, sondern der ganzen Welt gezeigt, was für eine Kraft in dem Königtum und Kaisertum steckt; daß der König und Kaiser das, was zum Besten des ganzen Volkes dient, erzwingen kann, auch wenn noch so mächtige Leute es hindern wollen.“ Freilich kann er das nur, wenn er so treue Diener findet, wie Fürst Bismarck einer war, die unbekümmert um den Widerstreit der Interessen nur ihrem Landesherrn und Kaiser dienen und bereit sind, Gut und Leben für ihn zu opfern, weil sie wissen, daß sie dem ganzen Volke am besten dienen, wenn sie ihm dienen. Und vielleicht ist das das Größte an seinem Lebenswerk, daß er darin unser aller Lehrer gewesen ist; daß er uns darin ein Vorbild für alle Zeiten gegeben hat. Reiche gründen und große Taten tun ist nur wenigen beschieden; aber treu dienen ist etwas, was wir alle lernen können. Und wer etwa zu stolz dazu ist und sich zu gut dazu dünkt, der soll sich schämen vor dem schlichten Denkmal unter den Eichen des Sachsenwaldes, das als höchsten Ruhm unseres größten Volksgenossen, um den alle Völker der Erde uns beneiden, der Nachwelt verkündet:

Er war ein treuer deutscher Diener seines Kaisers.

---

## Gedenktage aus Fürst Bismarcks Leben.

Wenn man das Leben eines großen Mannes immer recht deutlich vor Augen haben will, dann muß man sich einige Tage im Jahre merken, an denen man besonders an ihn

denken will. So merken wir uns von allen unseren Bekannten den Geburtstag; zu diesem Tage schreiben wir ihnen, wenn sie auch weit weg von uns sind; und so haben wir immer wieder Anlaß an sie zu denken.

An den Fürsten Bismarck zu denken haben wir nun auch so Anlaß genug; allein schon wenn Sedan gefeiert wird, dann wissen wir, daß er da als eine der Hauptpersonen dabei war. Aber man muß sich doch auch merken, wann sein Geburtstag und wann sein Todestag war und was sich sonst in seinem Leben für ihn Wichtiges ereignet hat.

Geboren ist Otto von Bismarck-Schönhausen am 1. April 1815, also in dem Jahre, in dem Napoleon I. durch die Schlacht bei Waterloo endgiltig besiegt wurde. Als diese Schlacht stattfand, am 18. Juni 1815, war Otto von Bismarck 78 Tage alt. Seinen Geburtstag aber konnten sich namentlich seine Gegner recht gut merken, die er oft gehörig in den April geschickt hat.

Seine ersten Jahre verlebte Otto von Bismarck auf Schönhausen, dem Gute seines Vaters; dann mußte er nach Berlin aufs Gymnasium. Ostern 1832, als er 17 Jahre alt war, machte er sein Abituriatexamen am Grauen Kloster; das ist eines der ältesten und berühmtesten Gymnasien von Berlin. Nun durfte er also studieren; und zwar studierte er Jura, d. h. die Gesetze, nach denen die Könige und Minister regieren und nach denen die Richter entscheiden, wenn zwei Leute einander verklagen. In Göttingen studierte er und in Berlin; aber über den Büchern hat er dabei nicht immer gefessen, sondern oft hat er auch auf der Mensur gestanden, d. h. auf dem abgemessenen Kampfplatz, auf dem die Studenten einander mit scharfen Säbeln und Rappieren die Gesichter zerhacken. Viele Studenten freuen sich, wenn sie recht viel „Schmisse“ aufzeigen können; so nennt man nämlich die Narben, die von den Wunden in den Gesichtern bleiben; aber

Otto von Bismarck konnte nur sehr wenig Schmissse aufzeigen; desto mehr hatten seine Gegner. Von 1836 ab war er Referendar und arbeitete in Aachen und in Potsdam; aber das gefiel ihm wenig. Als er dann sein Jahr abgedient hatte, wurde er lieber Gutsbesitzer; sein Vater gab ihm die Güter Schönhausen und Kniephof, die er dann bewirtschaftete. Aber auch dies Leben behagte ihm nicht; er fühlte sich nicht wohl, wenn er nicht etwas Großes ausrichten konnte. Und da die Leute von anderen Großtaten, die er noch vollführen sollte, einstweilen noch nichts wußten, so erzählten sie sich von ihm die tollsten Geschichten, die er im Reiten und — im Weintrinken ausgeführt hatte; ja man nannte sein eigenes Gut mit böshafem Scherz Kneiphof statt Kniephof; ihn selber aber nannte man allgemein „den tollen Bismarck“; und der alte adlige Herr von Puttkamer machte ein sehr ernstes Gesicht, als der tolle Bismarck sein Töchterchen Johanna zur Frau begehrte. Aber Johanna von Puttkamer wollte keinen anderen; sie verstand es in sein Herz zu sehen und merkte, daß solch ein Herz kaum noch einmal in der Welt existierte; und so wurde sie am 28. Juli 1847 seine Frau.

Sie hatten drei Kinder, eine Tochter Marie, die den Grafen Kanigau heiratete, zwei Söhne, Herbert, der nach seines Vaters Tode Fürst Bismarck heißt, und Wilhelm, der Oberpräsident von Ostpreußen wurde.

Das erste Amt, das Otto von Bismarck hatte, war das eines Deichhauptmanns. Die großen Ströme haben nämlich mitunter die Unart, daß sie alles Land ringsum überschwemmen; deswegen müssen die Leute, die in ihrer Nähe wohnen, Deiche aufschütten, damit das Wasser ihnen nicht Saat und Ernte wegspült. Die Deiche müssen aber sehr sorgfältig nachgesehen und oftmals ausgebessert werden, weil der Strom immer versucht, sie zu durchbrechen. Diese Aufsicht führen die Deichhauptleute. — Deichhauptmann also war Otto von Bismarck,

als er zuerst zum Abgeordneten gewählt wurde. Das war 1847, als Friedrich Wilhelm IV. den „vereinigten Landtag“ zusammenberief, mit dem er den ersten Versuch machte, seine Preußen zum Ratgeben heranzuziehen. 1848 wurde eine „Nationalversammlung“ gewählt, zu der Otto von Bismarck nicht gehörte; aber 1849 nannte man die Abgeordneten wieder anders; man nannte sie „zweite Kammer“, während das Herrenhaus die „erste Kammer“ war. In diese „zweite Kammer“ wurde auch Bismarck gewählt. Der König wurde schon früh auf ihn aufmerksam, weil Otto von Bismarck zu den ersten gehörte, die die Berliner Märzrevolution von 1848 für ein Unglück und für ein unwürdiges Ereignis erklärten, als noch alle klugen und gebildeten Leute meinten, daß wenigstens ein bißchen Revolution in einem großen Staate anstandshalber gemacht werden müsse, und daß deshalb die Märzkämpfer ganz gut getan hätten, Revolution zu machen, obwohl der König schon vorher alles bewilligt hatte, was man durch die Revolution erzwingen wollte. Damals gab es nur wenig Leute, die offen aussprachen, daß jede Revolution ein Unglück ist; und zu diesen wenigen gehörte Otto von Bismarck.

Im Jahre 1851, also als er 36 Jahre alt war, wurde Bismarck preußischer Gesandter am deutschen Bundestag in Frankfurt am Main; dort lernte er den Deutschen Bund kennen, von dem alle etwas haben wollten und für den keiner etwas tun wollte; dort dachte er sich aus, wie Deutschland anders eingerichtet werden mußte. Der König wollte ihn schon damals mehrmals zum Minister machen, aber Bismarck blieb lieber in Frankfurt, wo er damals Preußen noch mehr nützen konnte. 1859 wurde er Gesandter in Petersburg, 1862 in Paris, wo ihn Napoleon III. genau kennen lernte, doch aber nicht genau genug. Dann kam der Konflikt; 23. September 1862 wurde Bismarck vorläufig, 8. Oktober endgiltig zum ersten Minister

Preußens ernannt, was er 27 Jahre lang geblieben ist. Am 15. September 1865, als Schleswig-Holstein erobert war, wurde Bismarck zum Grafen von Bismarck-Schönhausen erhoben, am 21. März 1871, als nach dem französischen Krieg der erste Deutsche Reichstag eröffnet wurde, erhob der Kaiser ihn zum Fürsten Bismarck. Außer seinen beiden preussischen Ämtern (als Premierminister und als Minister des Auswärtigen) wurde Fürst Bismarck deutscher Reichskanzler. Das ist er fast genau 19 Jahre lang geblieben. Am 18. März 1890 bat Fürst Bismarck den Kaiser Wilhelm II. um seine Entlassung, am 20. März 1890 bekam er sie; er wurde Generaloberst der Kavallerie und Herzog von Lauenburg. Die letzten acht Jahre seines Lebens wohnte er meistens in Friedrichruh, mitunter auch auf seinem Gute Varzin in Pommern. Eine kleine Schar von Getreuen war um ihn; viele hielten sich von ihm fern, weil sie dachten, daß der Kaiser böse auf ihn wäre; aber der Kaiser zeigte, daß er das durchaus nicht war und daß er seine großen Verdienste sehr wohl in der Erinnerung hatte; er ehrte ihn, wie sonst nur Könige geehrt werden.

Am 30. Juli 1898 starb Fürst Bismarck. Er hatte genau 1000 Monate gelebt und hat in dieser Zeit dem deutschen Volk geholfen zu erreichen, was es 1000 Jahre lang vergebens zu erreichen gesucht hatte: die Gründung des deutschen Reiches. Darum wird man an ihn denken, so lange es ein Deutsches Reich gibt; und auf euch, liebe Kinder, werden, wenn ihr einst alt und grau seid, die Enkel mit Staunen und Ehrfurcht blicken, wenn ihr zu erzählen anfangt: „Als ich jung war, lebte Fürst Bismarck noch.“

---

